

medien & *zeit*

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



Thema:
**Journalismus, Medien
und Öffentlichkeit als Beruf II**

Der „andere“ Journalismus

**Der Drehbuchautor in
den USA und in Deutschland
im 20. Jahrhundert**

**Professioneller Journalismus
dank Professionenbildung auch
im 21. Jahrhundert?**

**Radio-Jugend und
Gesellschaftswandel**

1/2015

medien & zeit

Inhalt

Der „andere“ Journalismus Verselbständigung und Differenzierung an der Grenze von Journalismus und Literatur Tobias Eberwein.....	5
Der Drehbuchautor in den USA und in Deutschland im 20. Jahrhundert Zur Professionalisierung eines modernen Kreativ- und Medienberufs Juliane Scholz.....	17
Professioneller Journalismus dank Professionenbildung auch im 21. Jahrhundert? Edzard Schade.....	30
Spezialbeitrag Nachwuchsförderpreis der FG Kommunikationsgeschichte (DGPK): Radio-Jugend und Gesellschaftswandel Jugenddarstellungen und Jugendsendungen im westdeutschen und britischen Hörfunk nach dem Zweiten Weltkrieg Christoph Hilgert.....	46
Tagungsbericht Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK 15. – 17. Januar 2015, Hamburg Bernd Semrad.....	57
Rezensionen	59

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien,
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Gastherausgeber:

Erik Koenen, Thomas Birkner

Lektorat & Layout:

Diotima Bertel, Julia Himmelsbach,
Barbara Metzler, Catherine Sark;
Diotima Bertel, Christina Krakovsky

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner, Thomas Ballhausen

Redaktion Spezialbeitrag:

Christian Schwarzenegger

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Prepress:

Grafikbüro Ebner
1140 Wien, Wiengasse 6

Versand:

ÖHTB – Österreichisches Hilfswerk für Taubblinde und
hochgradig Hör- und Sehbehinderte
1100 Wien, Werkstätte Humboldtplatz 7

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich
in gedruckter und digitaler Form

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro
Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Vorstand des AHK:

Dr. Gaby Falböck (Obfrau)
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obfrau-Stv.)
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obfrau-Stv.)
Mag. Christian Schwarzenegger (Obfrau-Stv.)
Mag. Christina Krakovsky (Geschäftsführerin)
Barbara Fischer, Bakk. (Geschäftsführerin-Stv.)
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier)
Mag. Bernd Semrad (Kassier-Stv.)
Mag. Diotima Bertel (Schriftführerin)
Irina Pöschl, Bakk. (Schriftführerin-Stv.)
Mag. Roland Steiner
Ing. MMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA
Dr. Erich Vogl

Offenlegung

nach § 25 Mediengesetz

Grundlegende Richtung:

medien & zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für
historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine
kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung
über Theorien, Methoden und Probleme
der Kommunikationsgeschichte sein.

Editorial

Journalismus, Medien und Öffentlichkeit als Beruf:

Entfesselung, Formierung, Professionalisierung des medialen Berufsfeldes

Mit dieser Ausgabe von *medien & zeit* wird das im letzten Heft begonnene Thema „Journalismus, Medien und Öffentlichkeit als Beruf: Entfesselung, Formierung und Professionalisierung des medialen Berufsfeldes“ fortgesetzt. Wie dort bereits erläutert (Koenen & Birkner, 2014), zielt der Themenschwerpunkt grundsätzlich auf eine Öffnung der Kommunikationsgeschichte für die Vielfalt der Berufe, wie sie sich von der zweiten Hälfte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts um die Felder Journalismus, Medien und Öffentlichkeit herausgebildet und ausgeprägt haben. Im Sinne einer „integrativen Perspektive“ ist dies ein prinzipielles Plädoyer für eine Weitung des Forschungsfokus auf das Feld der Geschichte der Kommunikations- und Medienberufe, um einen übergreifenden kommunikations- und medienhistorischen Erkenntniskontext herzustellen, der sich für die Genese, Organisation und strukturelle Tiefengliederung des modernen medialen Berufszusammenhangs in Gänze interessiert. Nach den Beiträgen des vorigen Heftes sollen die in dieser Nummer zum Thema versammelten, wiederum ganz unterschiedlichen Beiträge aus dem breiten Spektrum der Journalismus-, Kommunikations- und Medienberufsgeschichte weitere Impulse liefern. In dieser Weise offenbaren die Beiträge erneut ein facettenreiches und spannendes Forschungsfeld, in dem noch vielen interessanten Fragen, Problemen und Themen nachgegangen werden kann.

Eröffnet wird das Heft mit dem Beitrag von Tobias Eberwein, der mit dem „Literarischen Journalismus“ einer Entwicklung nachspürt, die der im 19. und 20. Jahrhundert einsetzenden, primär am Prinzip der Vernachrichtlichung orientierten Professionalisierung von Journalismus entgegenläuft. Meist, so die Kritik von Eberwein, wird Journalismusgeschichte nur als „normale“ Modernisierungsgeschichte beschrieben, in deren Verlauf sich Journalismus als autonomes Funktionssystem zur journalistischen Kommunikation herausbildet. In diesem Zusammenhang distanzieren und emanzipieren sich auch Journalismus und das gleich-

falls neu entstehende Funktionssystem Literatur wechselseitig voneinander. Gleichwohl bleibt eine Zone von Interrelationen und Wechselwirkungen zwischen beiden Funktionssystemen bestehen, die sich als „Literarischer Journalismus“ bezeichnen lassen. Eberwein unternimmt in seinem Beitrag eine originäre theoretische Fundierung des in der Forschung wenig beachteten Phänomens des „Literarischen Journalismus“, die er anhand der Beispiele der Entwicklung des modernen Feuilletonismus und der literarischen Reportage historisch exemplifiziert. Schließlich ordnet er die Genese und Funktion des „Literarischen Journalismus“ wieder in den größeren Kontext journalistischer Professionalisierungsprozesse ein.

Im Mittelpunkt des Beitrags von Juliane Scholz, der Ergebnisse ihrer Dissertation vorstellt, steht die Berufs- und Professionalisierungsgeschichte des Drehbuchautors in Deutschland und den USA im Laufe des 20. Jahrhunderts. Der Drehbuchautor wird von Scholz als moderner Kreativ- und Medienberuf definiert, der seit den 1910er-Jahren innerhalb der großbetrieblichen Filmindustrie entstand. Überlagert wurde dieser organisatorische Kontext der Professionsbildung von einer starken Orientierung an freien und künstlerischen Berufen, weil viele der Drehbuchautoren aus dem literarischen Feld zum Film kamen. Mithilfe eines kultur- und sozialhistorisch justierten Konzepts historischer Professionalisierung rekonstruiert Scholz die daraus resultierende spannungsreiche Verberuflichungsgeschichte des Drehbuchautors und stellt im Vergleich Deutschland – USA zwei dominante Professionalisierungsstrategien heraus, die je nach historischem und gesellschaftspolitischem Kontext benutzt wurden: eine freiberuflich-individuelle Strategie mit einem hohen Augenmerk für berufliche Autonomie sowie eine gewerkschaftlich-kollektive Strategie, die auf wirtschaftliche und soziale Sicherheit Wert legte. Zuletzt geht sie den im 20. Jahrhundert vielfachen politischen und staatlichen Eingriffen in die freie Berufspraxis von Drehbuchautoren nach und weist auf daraus resultierende Phasen und Momente von De-Professionalisierung hin.

Mit dem letzten Beitrag zum Themenschwerpunkt wagt Edzard Schade einen weiten Wurf und unterstreicht zugleich nachdrücklich die generellen Erkenntniskompetenzen und -relevanzen kommunikationshistorischer Forschung für die Erfor-

schung der gegenwärtigen tiefgreifenden strukturellen Wandelprozesse der Medienlandschaft. Vor dem Hintergrund des virulenten Problems der Qualitätssicherung publizistischer Produkte im digitalen Zeitalter greift Schade das klassische berufssoziologische Professionalisierungskonzept auf, um zu prüfen, inwieweit dieses Konzept noch für die Erklärung heutiger Professionenbildung und Professionalisierungsprozesse trägt und wo es gerade im Hinblick auf den Erhalt publizistischer Professionalität und Qualität als gesellschafts- und medienpolitische Zielnormen verändert werden müsste. Grundlage, um Stärken und Schwächen dieses Konzepts in dieser Hinsicht zu erfassen, ist eine pointierte historisch-empirische Trendanalyse der Professionalisierungserfolge und Entprofessionalisierungstendenzen im schweizerischen Medienbereich über die letzten hundert Jahre. Mit zahlreichen Hinweisen auf ausstehende Forschungen gibt Schade damit quasi im Nebenbei der Kommunikationsgeschichte und -wissenschaft nicht nur eine umfängliche Forschungsagenda zu diesem Feld auf, sondern liefert zum Schluss auch noch einen Maßnahmenkatalog für

eine innovative und visionäre Weiterentwicklung des Professionalisierungskonzepts im Zeitalter des Internet.

Schließlich ist in diesem Heft dank des Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung, der diesen Publikationsraum erneut zur Verfügung stellt, wieder ein Preisträger des Nachwuchsförderpreises der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK mit einem Spezialbeitrag vertreten. Im Rahmen der Fachgruppentagung Anfang des Jahres in Hamburg konnte dieser Preis bereits zum zweiten Mal vergeben werden. Prämiert wurde in diesem Jahr Christoph Hilgert für seine herausragende Dissertation *Die unerhörte Generation. Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk der 1950er- und frühen 1960er-Jahre*. In seinem Beitrag stellt er die Dissertation und zentrale Ergebnisse vor. Herzlichen Glückwunsch!

Gastherausgeber:
Erik Koenen & Thomas Birkner

Bibliographie:

Koenen, E. & Birkner, T. (2014). Editorial. Journalismus, Medien und Öffentlichkeit als Beruf. Entfesselung, Formierung, Professionalisierung des medialen Berufsfeldes. Fragenstellungen und Konturen eines kommunikationshistorischen Forschungsfeldes. In: *medien & zeit*, 29 (4), S. 2-4.

Der „andere“ Journalismus

Verselbständigung und Differenzierung an der Grenze von Journalismus und Literatur

Tobias Eberwein

Institut für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Abstract

Die Geschichte des Journalismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert wird meist als Geschichte der Modernisierung beschrieben, in deren Verlauf sich journalistische Kommunikation nach und nach von anderen gesellschaftlichen Kommunikationsformen abgrenzt und ein eigenständiges Funktionssystem herausbildet. Dabei distanziert sich Journalismus in zunehmendem Maße auch vom Literatursystem, das zwar ähnliche Wurzeln wie das System Journalismus aufweist, sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts jedoch seinerseits autonomisiert und professionalisiert. Allerdings lassen sich auch gegenläufige Entwicklungen nachweisen: Gerade Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts finden sich zahlreiche Beispiele für einen Literarischen Journalismus, der bewusst literarische Programme der Themensammlung, -selektion und -bearbeitung in den Journalismus inkludiert, um der zeitgleich einsetzenden „Vernachrichtlichung“ eine Alternative entgegenzusetzen. Der Beitrag zeichnet die Geschichte dieses „anderen“ Journalismus nach – und ergänzt die Forschung zur Geschichte des medialen Berufsfeldes damit um einen kritischen Kontrapunkt.

Anders – aber wie?

Journalismus und Literatur sind zwei ungleiche Geschwister, deren gemeinsame historische Wurzeln in der Forschung mehr oder weniger ausführlich beschrieben worden sind (vgl. etwa Requate, 1995; Haas, 1999). Dabei hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass beide Formen öffentlicher Kommunikation zwar viele Ähnlichkeiten aufweisen, sich jedoch nach und nach voneinander abgegrenzt haben, um eigenständige Funktionssysteme mit jeweils eigenen Binnenstrukturen herauszubilden.

Für das Literatursystem wird zumeist ein „Take-off“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angenommen (Schmidt, 1989) – ausgelöst und befördert durch die gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesse jener Zeit, in deren Kontext das Prinzip der funktionalen Differenzierung die vorherrschende gesellschaftliche Stratifizierung abgelöst hat. Im Zuge dessen autonomisierte sich auch literarische Kommunikation: Sie entwickelte mit dem Ziel der Vervielfachung unterschiedlicher Wirklichkeitsmodelle eine Aufgabenstel-

lung, die es ihr möglich machte, zur moralischen Aufklärung des Bürgertums beizutragen (Luhmann, 1986). Dafür entstanden eigenständige Organisationen, Rollen und Programme, die sich Schritt für Schritt ausdifferenzierten (Blöbaum, 2003) – und so zur Professionalisierung des Literaturbetriebs beitrugen.

Zeitversetzt bildete sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts auch ein unabhängiges Sozialsystem Journalismus heraus (Birkner, 2012). Zwar existierten journalistische Medien wie die Zeitung zu diesem Zeitpunkt schon fast 250 Jahre, erst nach der Revolution von 1848/49 kam es jedoch zu einer vollständigen Abspaltung von anderen gesellschaftlichen Kommunikationsformen – und damit zur Entstehung einer originär journalistischen Funktion, nämlich der Sammlung, Auswahl und Bearbeitung aktueller Themen zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft (vgl. ähnlich Scholl & Weischenberg, 1998). Die dafür notwendigen strukturellen Voraussetzungen – etwa eine gesellschaftlich anerkannte Berufsrolle, die Entstehung spezialisierter Organisationseinheiten sowie ein immer vielseitigeres Arsenal an unter-

schiedlichen Sammlungs-, Selektions- und Darstellungsprogrammen (Blöbaum, 1994) – wurden in der Folgezeit in zunehmendem Maße vielseitiger. In diesem Sinne lässt sich die Geschichte des Journalismus im 19. Jahrhundert – ebenso wie die der Literatur – mit Fug und Recht als Geschichte der Modernisierung beschreiben, die in der Konsequenz darauf abzielte, ehemals überlappende Formen gesellschaftlicher Kommunikation zu separieren und autonomisieren.

Allerdings lassen sich auch gegenläufige Entwicklungen nachweisen: Gerade Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts finden sich zahlreiche Beispiele für einen „Literarischen Journalismus“ (Eberwein, 2013), der bewusst literarische Programme in den Journalismus (re-)inkludierte, um der fortschreitenden Standardisierung eine Alternative entgegenzusetzen. Anschauliche Belege dafür liefert unter anderem die seinerzeit florierende Tradition der literarisch ambitionierten Sozialreportage, aber auch die Entwicklung des modernen Feuilletonismus. Literarischer Journalismus wie dieser lässt sich als „Third Way to Tell the Story“ (Connelly, 1990) verstehen – diesseits fiktionaler Romankunst, aber jenseits rein faktualer Nachrichtenprosa, die im Zuge der Verberuflichung des Journalismus zum Standard der redaktionell gebräuchlichen Darstellungsformen wurde (Pöttker, 2003).

Die Geschichte dieses „anderen“ Journalismus will der vorliegende Beitrag nachzeichnen – und dabei klären, wie sich seine Entwicklung vor und nach der Jahrhundertwende mit den ansonsten um sich greifenden Modernisierungstendenzen in Journalismus und Literatur in Einklang bringen lässt. Ist Literarischer Journalismus in einer Phase journalistischer Autonomisierung als rückschrittlich zu charakterisieren? Oder unterstützt er die professionellen Zielsetzungen journalistischer Arbeit möglicherweise sogar in besonderem Maße? Inwiefern ist er „anders“ als nachrichtlicher Mainstream-Journalismus? Und was bedeutet dies für die wissenschaftliche Einordnung journalistischer Professionalisierung? Antworten auf diese Fragen werden im Folgenden auf der Grundlage einer kontextualisierenden Literaturstudie gesammelt, bei der zunächst eine theoretische Fundierung

des Begriffs Literarischer Journalismus im Mittelpunkt steht, bevor im nächsten Schritt seine historischen Entwicklungslinien von der Mitte des 19. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgespürt werden. In der anschließenden Diskussion wird dieser Überblick in den größeren Kontext der journalistischen Professionalisierungsgeschichte eingeordnet, um damit die Forschung zur „Entfesselung, Formierung und Professionalisierung des medialen Berufsfeldes“ (Koenen & Birkner, 2014) um einen kritischen Kontrapunkt zu ergänzen.¹

Literarischer Journalismus als Systemirritation

Betrachtet man Literatur und Journalismus als autonome Sozialsysteme, so lassen sich in Geschichte und Gegenwart zahllose Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden Systemen nachweisen: Journalisten machen Literatur zum Gegenstand ihrer Berichterstattung, wenn sie aktuelle Romanveröffentlichungen rezensieren (vgl. etwa Porombka, 2006). Ebenso bedienen sich Schriftsteller gezielt journalistischer Organisationen, wenn sie Zeitungen oder Zeitschriften ihre neuesten Veröffentlichungen zum Vorabdruck anbieten (vgl. etwa Bachleitner, 1999). Ein Blick in die Geschichte des Journalismus zeigt, dass zahlreiche namhafte Schriftsteller – Heinrich Heine, Joseph Roth und Erich Kästner beispielsweise – über viele Jahre hinweg einer journalistischen Erwerbsarbeit nachgegangen sind (vgl. hierzu Pöttker, 2008; Wägener, 2003; Westermann, 1987). Demgegenüber traten und treten auch hauptberufliche Journalisten immer wieder als Buchautoren in Erscheinung – sei es als Verfasser von Skandal- oder Enthüllungsbüchern, (auto-)biografischen Werken oder Belletristik jeglicher Art (Wilke, 2008).

Doch lassen sich all diese Interrelationen zwischen Literatur und Journalismus gleichzeitig auch als Literarischer Journalismus bezeichnen? Die Forschung zu diesem Themenfeld tut sich mit einer einheitlichen Definition bislang schwer. Vor allem im deutschsprachigen Raum ist der Begriff Literarischer Journalismus bislang weder breit verankert noch ausreichend fundiert. Die wenigen Studien, die den Begriff prominent nutzen, tragen eher zur

¹ Für eine weiter ausgreifende Auseinandersetzung mit der Theorie und Geschichte des Literarischen Journalismus sei auf meine Dissertationsschrift (Eberwein, 2013) verwiesen,

die den Ausgangspunkt für die nachfolgenden Überlegungen darstellt.

Verwirrung bei. So beschreibt beispielsweise Ernst Friedrich Sonderrmann (1983) in seiner Fallstudie zu den literarischen Zeitschriften im 18. Jahrhundert Karl August Böttiger als „literarischen Journalisten“, versteht Literarischen Journalismus dabei jedoch in erster Linie als Journalismus *über* Literatur. Eine derartige Verengung des Begriffs steht im offenen Widerspruch zum internationalen Mainstream der Forschung zum „Literary Journalism“, der mit dem Terminus eher „Journalismus mit literarischen Mitteln“ bezeichnen will.

Dieser Mainstream ist vor allem im angloamerikanischen Sprachraum beheimatet und hat dort seit den 1970er-Jahren eine äußerst vielschichtige Analysetätigkeit zum Literarischen Journalismus entfaltet. Einblicke in den aktuellen Forschungsstand vermitteln mehrere Überblicksdarstellungen und Lehrbücher (vgl. vor allem Bak & Reynolds, 2011; Chance & KcKeen, 2001; Connerly, 1992; Hartsock, 2000; Keeble & Tulloch, 2012; Keeble & Wheeler, 2007; Sims, 1984, 1990, 2007; Sims & Kramer, 1995) ebenso wie eine – teilweise annotierte – Bibliografie (Selected Bibliography of Scholarship and Criticism Examining Literary Journalism), die Roberta und Miles Maguire seit 2011 fortlaufend ergänzen. Kristallisationspunkt dieser und weiterer Forschungsaktivitäten ist die *International Association for Literary Journalism Studies* (IALJS), die in ihrem Mission Statement eine Arbeitsdefinition zum Literarischen Journalismus vorlegt, die gleichzeitig als kleinster gemeinsamer Nenner einer Vielzahl weiterer Bestimmungsversuche gelten kann: Literarischer Journalismus sei demnach „not journalism about literature but journalism that is literature“ (IALJS, 2006).

Zahlreiche internationale Forscher haben versucht, diese Arbeitsdefinition zu konkretisieren, indem sie auf textuelle Erkennungsmerkmale des Literarischen Journalismus verweisen. Ein bis heute einflussreicher Versuch stammt von Norman Sims (1984, S. 8ff), der mithilfe von leitfadengestützten Interviews mit wichtigen Vertretern dieses Journalismustyps eine Reihe wiederkehrender Charakteristika identifizierte: Immersion, komplexe Textstrukturen, Präzision,

Subjektivität, Verantwortungsbewusstsein und die Suche nach den „symbolischen Wirklichkeiten“ einer Geschichte.

Sucht man nach Beispielen für einen Journalismus, der diesen Merkmalen entspricht, so wird man von der aktuellen Forschungsliteratur besonders häufig auf verschiedene Spielarten des in den USA geprägten *New Journalism* verwiesen, der dort vor allem in den 1960er- und -70er-Jahren einen breiten öffentlichen Nachhall erfahren hat – und in der Folgezeit auch in andere internationale Journalismuskulturen diffundierte (siehe etwa Bleicher & Pörksen, 2004). Tatsächlich werden die Begriffe „Neuer“ und „Literarischer“ Journalismus gerade im deutschen Sprachraum häufig gleichgesetzt, wozu vor allem die einschlägigen Journalistik-Lehrbücher beigetragen haben, die das Phänomen Literarischer Journalismus

kurz mit einem Verweis auf bekannte US-Autoren wie Tom Wolfe, Truman Capote oder Norman Mailer abhandeln (vgl. übereinstimmend Weischenberg, 2002, S. 115f; Meier, 2007, S. 186). Dies verstellt jedoch den Blick auf sehr viel längere Traditionen

Die sehr lange Tradition literarjournalistischer Berichterstattung ist auch im deutschen Sprachraum keineswegs nur auf die (zeitlich begrenzte) Epoche des *New Journalism* beschränkt.

literarjournalistischer Berichterstattung, die auch im deutschen Sprachraum keineswegs nur auf die (zeitlich begrenzte) Epoche des *New Journalism* beschränkt sind. Davon zeugen nicht zuletzt zahlreiche Einzelstudien zu bedeutenden deutschsprachigen Vertretern dieses Genres wie etwa Karl Gutzkow (Jendretzki, 1988), Heinrich Heine (Pöttker, 2008), Theodor Fontane (Krings, 2008), Karl Kraus (Ganahl, 2008), Joseph Roth (Westermann, 1987), Egon Erwin Kisch (Unger, 2003), Max Winter (Houska, 2003), Erich Kästner (Wagener, 2003), Kurt Tucholsky (Greis & King, 2006), Günter Wallraff (Braun, 2007), Marie-Luise Scherer (Herrmann, 2006), Christian Kracht (Birgfeld & Conter, 2009) und manchen anderen Grenzgängern zwischen Literatur und Journalismus. In den allermeisten Fällen verzichteten Studien wie diese jedoch darauf, den Begriff Literarischer Journalismus näher zu explizieren.

Was nun sind die Gemeinsamkeiten dieser und ähnlicher Autoren? Was zeichnet Literarischen Journalismus jenseits typischer textueller Merkmale aus? Besondere Erklärungskraft bietet in die-

sem Kontext die funktional-strukturelle Systemtheorie (Luhmann, 1984), für die das Problem der Grenzziehung zwischen Sozialsystemen von zentraler Bedeutung ist. Die systemtheoretische Perspektive erweitert den bisherigen Analysefokus, indem sie nicht mehr nur rein textbezogene Forschung zum Literarischen Journalismus motiviert, sondern auch seine spezifischen Funktionen in den Blick nimmt. Sie lässt sich damit als notwendige Konsequenz aus der vielfach geäußerten Forderung interpretieren, verstärkt die Bedeutung literarjournalistischer Berichterstattung im Gefüge der modernen Zivilgesellschaft zu erörtern (siehe z. B. Pauly, 2011) – eine Herangehensweise, die in der Forschung in diesem Themenfeld bis zuletzt zu kurz gekommen ist.

Systemtheoretisch lässt sich Literarischer Journalismus als strukturelle Kopplung (Luhmann, 1992, S. 38ff, 163ff) der jeweils eigenständigen Systeme Literatur und Journalismus beschreiben. Dabei wirkt Literatur auf der Strukturebene auf journalistische Kommunikation ein, indem literarische Programme der Themensammlung, -selektion und -bearbeitung für journalistische Zwecke eingesetzt werden. Die identitätsbildende Funktion des Journalismussystems, zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft beizutragen, bleibt dabei jedoch unangetastet. Literarischer Journalismus in diesem Sinne ist also in erster Linie und ausschließlich Journalismus.

Welche Beweggründe, welche Anreize können für das Journalismussystem damit verbunden sein, seine Strukturen für Einflüsse aus dem Literatursystem offen zu halten und wahlweise literarische Programmelemente zur Erfüllung seiner gesellschaftlichen Funktion zu übernehmen? Diese Offenheit ergibt sich paradoxerweise gerade aus der Zielsetzung des Journalismussystems, seine Systemidentität und damit seine Sinn Grenzen zu schützen. Zwar wird die journalistische Identität in den meisten westlichen Journalismuskulturen vor allem durch das Berichterstattungsmuster des möglichst objektiven Informationsjournalismus geprägt. Diese Strategie der Realitätsbeobachtung folgt jedoch einem relativ beschränkten Set journalistischer Kommunikationsroutinen, die sich seit ihrem Aufkommen immer wieder heftiger Kritik ausgesetzt sahen und deswegen durch alternative Berichterstattungsmuster flankiert wurden (Schmidt & Weischenberg, 1994). Literarischer Journalismus ist einer dieser Korrekturversuche. Durch die strukturelle Kopplung mit dem Lite-

ratursystem ergibt sich für den Journalismus die Möglichkeit, alternative – hier: literaturtypische – Methoden der Weltbeschreibung in seine Strukturen zu inkorporieren und damit mögliche Mängel der Informationsorientierung im herkömmlichen Journalismus auszugleichen.

Literarischer Journalismus ist in diesem Sinne als Irritation des Journalismussystems zu begreifen, die dazu dient, die Routinen des Informationsjournalismus zu hinterfragen. Die Vertreter dieses Berichterstattungsmusters stellen einen besonderen Schutzmechanismus dar, der die Ausführung der journalistischen Primärfunktion unterstützt und auch die Systemidentität festigt. Literarische Journalisten sind damit weniger abtrünnige „Grenzgänger“ (Bleicher & Pörksen, 2004) als vielmehr ein wertvolles Korrektiv, das durch seine Irritationen zur journalistischen Qualitätssicherung beiträgt. Ähnlich wie andere Instrumente der Medienselbstregulierung (Presseräte, Medienjournalismus etc.) lässt sich Literarischer Journalismus damit auch als journalismusinterne Reflexionseinrichtung beschreiben, die dem System hilft, sich selbst zu erhalten (vgl. auch Eberwein, 2010a).

Die Entstehung und Entwicklung eines so verstandenen Literarischen Journalismus ist eng verknüpft mit der Professionalisierungsgeschichte des Journalismus insgesamt, die im deutschen Sprachraum Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Ursprung nimmt. Um das Wechselverhältnis zwischen konventionellen und literarisch ambitionierten Spielarten journalistischen Schreibens veranschaulichen zu können, ist daher ein genauerer Blick in die historische Forschung zum Journalismus jener Ära notwendig.

Verselbständigung und Differenzierung des Literarischen Journalismus

Die Formierung eines eigenständigen Sozialsystems Journalismus mit stabilen Sinn Grenzen und einer spezifischen gesellschaftlichen Funktion wird von der Journalismusforschung meist auf den Zeitraum Mitte des 19. Jahrhunderts datiert (Birkner, 2012, S. 132ff). In dieser Phase entwickelt sich journalistische Arbeit zu einem Hauptberuf mit eigenem Profil und eigenen Arbeitsbereichen (Requate, 1995, S. 139ff). Auf der strukturellen Ebene bilden sich unterschiedliche redaktionelle Organisationseinheiten heraus, die

zu einer Segmentierung journalistischer Kommunikationsprozesse (etwa in Form von Ressorts) und einer allmählichen Standardisierung der Darstellungsformen führen, was häufig eine arbeitsteilige Gestaltung redaktioneller Tätigkeiten nach sich zieht (Blöbaum, 1994, S. 194ff). Technische Innovationen ermöglichen das Entstehen der modernen Massenpresse und treiben damit Schritt für Schritt die „Vernachrichtlichung“ des Journalismus im deutschen Sprachraum voran (Roß, 2004, S. 82). Damit kommt es zu einer endgültigen Ablösung der zuvor in vielerlei Hinsicht überlappenden Kommunikationssysteme Literatur und Journalismus. Die Folge: Literarisch inspirierter Autorenjournalismus, wie er in den vorhergegangenen Jahrzehnten prägend war, wird marginalisiert. Die Periode des „schriftstellerischen Journalismus“ (Baumert, 1928, S. 35) ist vorbei; stattdessen bricht das Zeitalter des „redaktionellen Journalismus“ (ebd., S. 47) an.

Die Neuerungen des redaktionellen Journalismus sind jedoch nicht uneingeschränkt als Fortschritt zu interpretieren. Horst Pöttker hat darauf hingewiesen, dass die Institutionalisierung der Öffentlichkeitsaufgabe und die Professionalisierung des Journalismus auch kontraproduktive Nebenefekte mit sich bringen:

„Beispielsweise entstehen durch die Orientierung der Journalisten an professionellen Nachrichtenfaktoren, die ja immer auch Themen von journalistischer Beachtung ausschließen [...], neue Kommunikationsbarrieren.“
(Pöttker, 2008, S. 58)

Demnach kann es durchaus der Herstellung von Öffentlichkeit dienen, wenn der Journalismus die Grenze zur belletristischen Literatur durchlässig hält, um von dort Innovationen zu übernehmen. Für diese Einsicht sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch zunächst nur die wenigsten Redaktionen empfänglich.

Feuilletonismus

Wenn die Verbindung von Literatur und Journalismus konserviert und weiterentwickelt werden kann, dann am ehesten im Feuilleton (Geisler, 1982, S. 240). Definieren lässt sich Feuilletonismus mit Dovifat und Wilke (1976) als

„journalistische Haltung, die Einzelheiten und Zufälligkeiten des Tages in menschlich persönlicher Betrachtung so treffend sieht und dar-

stellt, daß Wesentliches und Allgemeingültiges anklingen und geistig wirksam werden“.
(Dovifat & Wilke, 1976, S. 111)

Der Begriff und die damit verbundene Haltung fassten im deutschsprachigen Journalismus nach französischem Vorbild schon in der Zeit des Vormärz Fuß und manifestierten sich im Zuge der journalistischen Systembildung später in Form eines eigenständigen Ressorts, das dem Feuilleton eine strukturelle Grundlage bot.

Anders als noch in den 1830er- und -40er-Jahren traten die literarisch-journalistischen Publizisten im Zuge der Feuilletonisierung meist nicht mit einem expliziten politischen Anspruch auf, doch ein gesellschaftskritischer Unterton kommt auch in ihren Arbeiten zum Tragen. „Das Feuilleton ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, hält deswegen auch Bernd Sösemann (2000, S. 45) fest. Es gehe hierbei allerdings weniger um parteipolitische Stellungnahme als vielmehr um ein intuitives Nachspüren gesellschaftlicher Tendenzen in der Absicht, Nachdenklichkeit hervorzurufen. In diesem Sinne versteht Dieter Roß das Aufkommen des Feuilletonismus als direkte Gegenbewegung zur ansonsten dominanten „Vernachrichtlichung“ des Journalismus:

„Als das gemeinsame Ziel aller feuilletonistischen Autoren erscheint die Absicht, das rein Nachrichtliche und Kommentierende der Zeitungen nicht eigentlich zu ergänzen, sondern zu konterkarieren.“
(Roß, 2004, S. 90)

Der Feuilletonjournalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und des frühen 20. Jahrhunderts lässt sich somit idealtypisch als Literarischer Journalismus charakterisieren, der als strukturelle Kopplung der Systeme Literatur und Journalismus die gängigen Praktiken journalistischer Aussagenentstehung hinterfragen und damit als Irritation des Journalismussystems fungieren will.

Ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung des modernen Feuilletonismus bot sich vor allem in den großen deutschsprachigen Metropolen mit ihrer lebendigen Kommunikationskultur und ihrem florierenden Pressewesen – allen voran in Wien (Langenbacher, 1992, S. 12). Als wohl berühmtester Feuilletonist der „Wiener Schule“ gilt bis heute Daniel Spitzer (vgl. etwa Nöllke, 1994). Seine Kolumne „Wiener Spaziergänge“,

die ab 1865 zunächst im *Lokalanzeiger* und im Kulturteil der *Presse* erschien, später dann aber zur *Neuen Freien Presse* wechselte, war fast drei Jahrzehnte lang ein gesellschaftliches Ereignis, das in den Salons und Cafés der Stadt für Gesprächsstoff sorgte. Neben Spitzer trug im späten 19. und in der Frühphase des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl weiterer Autoren im Grenzbereich von Literatur und Journalismus dazu bei, das Wiener Feuilleton zu kultivieren. Ferdinand Kürnberger prangerte mit zahlreichen sprachmächtigen Beiträgen unter anderem in der *Deutschen Zeitung* ebenso scharf wie humorvoll die österreichischen Verhältnisse an (Wildhagen, 1985). Theodor Herzl war ebenso wie Spitzer über viele Jahre Mitarbeiter der *Neuen Freien Presse*, für die er neben kunstvoll komponierten Feuilletons auch manche Reportage von literarischer Qualität beisteuerte – unter anderem in seiner Zeit als Paris-Korrespondent (Schoeps, 1995). Hermann Bahr trat als Journalist vor allem mit seinen viel beachteten Kritiken und Essays im *Neuen Wiener Tagblatt* in Erscheinung (Brambilla, 2010). Peter Altenberg prägte das Berufsbild des „Kaffeehausliteraten“ und schuf mit der „Prosaskizze“ eine schriftstellerische Form, die dem journalistischen Feuilleton in vielerlei Hinsicht ähnelte (Simfors, 2009). Alfred Polgar arbeitete zunächst als Gerichts- und Parlamentsreporter bei der *Wiener Allgemeinen Zeitung*, entwickelte sich später aber zu einem der führenden Theaterkritiker seiner Zeit und zum „Meister der kleinen Form“ (Melchinger, 1968, S. 14). Anton Kuh war seinen Zeitgenossen vor allem als gefragter Stegreifredner bekannt, was seiner überaus produktiven Tätigkeit als Schreiber jedoch nicht gerecht wird: In den fast 1.000 von ihm nachgewiesenen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften unterschiedlichster Herkunft erweist er sich als wendiger Wortakrobat, der die von Altenberg inspirierte Tradition der Kaffeehausliteratur in der Zwischenkriegszeit auf die nächste Entwicklungsstufe hievte (Schulenburg, 2001). Die Liste der Wiener Grenzgänger zwischen Literatur und Journalismus, die mal mehr dem einen, mal mehr dem anderen Kommunikationssystem zuneigten, ließe sich beliebig fortsetzen.

Ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung des modernen Feuilletonismus bot sich vor allem in den großen deutschsprachigen Metropolen mit ihrer lebendigen Kommunikationskultur und ihrem florierenden Pressewesen – allen voran in Wien.

Doch auch die Berliner Presselandschaft hat im gleichen Zeitraum einige herausragende Feuilletonisten hervorgebracht, die dem durchschnittlichen Tagesjournalismus ein literarisch inspiriertes Kontrastprogramm entgegenzusetzen hatten: Zu nennen ist in diesem Kontext zum Beispiel Maximilian Harden, der zunächst mit Theaterkritiken im *Berliner Tageblatt*, in der *Nation* und in der *Gegenwart* in Erscheinung trat, 1892 dann mit der *Zukunft* ein eigenes Wochenblatt gründete und später wegen seiner streitlustigen Kommentierungen zum Gegenwartsgeschehen beinahe Opfer eines Mordanschlags wurde (Neumann & Neumann, 2003). Auch Alfred Kerr machte bereits in jungen Jahren mit seinen Berliner Feuilletons und Reportagen auf sich aufmerksam, bevor er spätestens in der Zeit zwischen den Weltkriegen zum einflussreichen „Großkritiker“ (Roll, 2004, S. 101) aufstieg, der die Rezension zu einer eigenen Kunstform weiterentwickelte (Herskovics, 1990). Ein brillanter Stilist war auch Victor Auburtin, der aus kleinen vermischten Nachrichten pointierte Sittenbilder der spätbürgerlichen Gesellschaft ableitete (Tomczuk, 2008). Auch Paul Schlesinger begann seine journalistische Laufbahn mit kleinen feuilletonistischen Episoden aus dem Berliner Alltagsleben, fand seine Berufung jedoch erst 1921 als Gerichtsreporter der *Vossischen Zeitung*, dessen subjektiv gefärbte Miniaturen sich kaum mehr um journalistische Konventionen scherten (Holzhaidner, 2004). Zu einem der gefragtesten Journalisten der Weimarer Zeit wurde Kurt Tucholsky, der sein politisches Engagement nicht nur als Kabarettautor, Liedtexter, Romancier und Lyriker zum Ausdruck brachte, sondern auch als Starauteur der *Weltbühne* – und vieler, vieler weiterer Publikationen, in denen er unter verschiedensten Pseudonymen veröffentlichte (Austermann, 1985). Zu den großen Namen der publizistischen Szene in Berlin gehörte in den Jahren vor der „Machtergreifung“ Hitlers schließlich auch Erich Kästner, der nicht nur Gedichte und Glossen, sondern auch Reportagen und Rezensionen für verschiedene Tageszeitungen wie das *Berliner Tageblatt* und die *Vossische Zeitung*, aber auch für *Die Weltbühne* verfasste (Neuhaus, 2003).

Allen – hier nur beispielhaft genannten – Autoren, ob in Wien, Berlin oder anderswo aktiv, ist gemeinsam, dass ihre literarisch-journalistischen Publikationsstrategien sich nach und nach zu einem eigenständigen Berichterstattungsmuster verselbständigten, das sich von Anfang an als Gegenentwurf zur ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden „Vernachrichtlichung“ des Journalismus beschreiben lässt. Waren derartige Wirklichkeitsbeschreibungen zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eher die Ausnahme, so lässt sich spätestens zur Jahrhundertwende von einem regelrechten Boom des Feuilletonismus sprechen, der bis zum Ende der Weimarer Republik anhalten sollte.

Literarische Reportage

Eine ähnliche Erfolgsgeschichte durchlebte der Literarische Journalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nicht nur in Form des Feuilletons, sondern auch in der Ausprägung der literarisch ambitionierten Sozialreportage. Dies lässt sich beispielsweise an den Veröffentlichungen der beiden „k. u. k. muck rakers“ (Haas, 1987, S. 288) Victor Adler und Max Winter ablesen, die eine Vielzahl akribisch recherchierter und oft virtuos komponierter Sozialreportagen aus der Arbeitswelt des damaligen Österreichs veröffentlichten (Riesenfellner, 1987).

Vor allem in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Potenziale der Literarischen Reportage bei der Beschreibung sozialer Realität zu einem viel diskutierten Thema, was sich nicht nur an einer Häufung entsprechender Textbeispiele in unterschiedlichsten Pressemedien, sondern auch an einem intensivierten theoretischen Diskurs zu diesem Genre ablesen lässt. Die Entwicklung der Darstellungsform in dieser Phase und die damit verbundenen theoretischen Implikationen – etwa im Kontext der Realismus-Debatte und der „Neuen Sachlichkeit“ – sind in der deutschsprachigen Literaturforschung besonders seit den 1970er-Jahren vergleichsweise detailliert aufgearbeitet worden (vgl. etwa Kostenzer, 2009). Demnach waren es vor allem die Wirren der Zwischenkriegszeit, verbunden mit den dadurch ausgelösten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Spannungen, die in Deutschland ein elementares Bedürfnis nach verlässlicher Information und sinnstiftender Orientierung aufkommen ließen. Diese soziale Funktion konnte das auf Anschauung und Erzählung basierende Genre der Reportage offenbar besser erfüllen als andere

Formen der journalistischen Berichterstattung, die während des Krieges aufgrund verfälschender Wirklichkeitsbeschreibung in Misskredit geraten waren.

Ein wichtiger Kristallisationspunkt der Diskussionen um das Genre war und ist der in Prag geborene Egon Erwin Kisch, von dem häufig behauptet wird, dass er „die literarische Reportage als Form überhaupt erst auf die Tagesordnung gesetzt hat“ (Geisler, 1982, S. 9). Zweifelsohne hat er mit seinen zahllosen journalistischen Veröffentlichungen immer wieder bemerkenswertes Anschauungsmaterial für den Facettenreichtum des Genres geliefert. Kischs Ausstrahlung erklärt sich wenigstens zum Teil aber auch daraus, dass er sich verschiedentlich und mit durchaus unterschiedlichen Akzentuierungen auch theoretisch zur Reportage geäußert hat – und der Form dadurch zu einer Programmatik verholten hat. Seine Sichtweise entwickelt sich dabei von einer eher objektivistischen Position zu einer stärker die gestaltende und politisch-wertende Funktion des Reporters herausstellenden Deutung (Ceballos Betancur, 2000, S. 34).

Natürlich gab es neben Kisch diverse weitere Autoren, die sich vor allem in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts um die Pflege der in Mode gekommenen literarisch gestalteten Reportage bemühten – etwa Alfons Paquet (Brenner, Cepl-Kaufmann & Thöne, 2001), Erik Reger (Tauschke, 1997), Franz Carl Weiskopf (Hiebel, 1973), Ernst Toller (Neuhaus, Selbmann & Unger, 1999), Siegfried Kracauer (Stalder, 2003), Leo Lania (Doll, 1998), Bernard von Brentano (Singer, 1992), Heinrich Hauser (Rossmann, 2010) und manchen mehr. Kaum einer von ihnen konnte sich jedoch auch nur annähernd die Bekanntheit erarbeiten, die Kisch damals wie heute zukam bzw. immer noch zukommt.

Unter den Zeitgenossen Kischs gab es wohl nur einen, dessen Bedeutung für den Literarischen Journalismus ähnlich hoch einzuschätzen ist: den im galizischen Brody geborenen, in Wien und Berlin zu höchstem Ansehen gekommenen und später im Pariser Exil verstorbenen Reporter, Feuilletonisten, Filmkritiker, Romancier, Erzähler und Novellisten Joseph Roth (Westermann, 1987). Der breiten Öffentlichkeit ist der umtriebige Autor vor allem für Romane wie *Hiob* (1930), *Radetzkymarsch* (1932) oder *Die Kapuzinergruft* (1938) bekannt geblieben, doch auch im

journalistischen Fach wird sein Name bis heute in einem Atemzug mit Heine, Tucholsky oder Kisch genannt (Langenbucher & Wetzstein, 2010, S. 402). Seine bemerkenswert umfangreiche, in nicht mehr als 20 Jahren entstandene journalistische Produktion – die Werkausgabe seiner Reportagen, Rezensionen, Feuilletons und Glossen umfasst über 3.000 Buchseiten – gibt dazu allen Anlass (vgl. dazu auch Eberwein, 2010b).

Roths Herangehensweise – als Feuilletonist ebenso wie als Reporter – verdeutlicht eindrucksvoll die funktionalen Möglichkeiten eines Literarischen Journalismus als Gegenentwurf zum journalistischen Mainstream. Ein so verstandener alternativer Berichterstattungsansatz konnte sich erst dann verselbständigen und ausdifferenzieren, als sich die Systeme Literatur und Journalismus vollständig voneinander separiert hatten. Die zwischenzeitliche Blüte des Literarischen Journalismus fand mit der Machtübernahme Hitlers jedoch ein jähes Ende. Für eine sozialkritische Öffentlichkeit, wie sie die Vertreter dieses Berichterstattungsmusters anstrebten, war im System der gelenkten NS-Presse kein Platz.

Was war, was bleibt?

Die Professionalisierung des Journalismus im 19. Jahrhundert wird zumeist unter Verweis auf die Herausbildung einer originären journalistischen Funktion beschrieben, die dem fortan autonomisierten Journalismussystem in der Zeit nach den Revolutionsjahren 1848/49 zu einer eigenständigen Identität verhalf und von einer Ausdifferenzierung typischer Binnenstrukturen begleitet und befördert wurde. Im Zuge dessen verselbständigte sich die Berufsrolle des Journalisten; auf der Organisationsebene entstand ein immer kleinteiligeres Gefüge aus unterschiedlichen Arbeitseinheiten (Redaktionen, Ressorts usw.); zudem entwickelten sich verschiedene Selektions-, Sammlungs- und Darstellungsprogramme, durch die sich journalistisches Arbeiten mehr und mehr routinisierte. In einer solchen Entwicklungsphase muss ein von literarischen Programmen beeinflusster Journalismus auf den ersten Blick unausweichlich als rückschrittlich und überholt erscheinen, da er die hartnäckig erkämpfte Separierung literarischer und journalistischer Kommunikationsformen quasi handstreichartig rückgängig macht. Kein Wunder, dass die historische Forschung zur Professionalisierung des Journalis-

mus für einen derartigen, vermeintlich rückwärts-gewandten Journalismus bislang wenig Interesse aufbringen konnte und sich stattdessen auf die weitgehend unstrittigen „Fortschritte“ jener Ära konzentrierte.

Die für das referierte Forschungsprojekt durchgeführte Literaturstudie, die im Rahmen dieses Beitrags allenfalls bruchstückhaft aufbereitet werden konnte, zeigt jedoch, dass die gezielte (Re-)Inkludierung literarischer Programme der Themensammlung, -selektion und -präsentation keineswegs rückständig ist. Vielmehr ist ein solcher Literarischer Journalismus als direkte Reaktion auf negative Nebenwirkungen der journalistischen Professionalisierung zu verstehen. Seine besondere Leistung besteht darin, dass er versucht, die Defizite der seinerzeit einsetzenden „Vernachlässigung“ des Journalismus auszugleichen – vor allem indem er nach Formen der Wirklichkeitsvermittlung sucht, die wirkungsvoller sind als die notgedrungen verkürzende Faktenpräsentation des modernen Nachrichtenjournalismus. Darüber hinaus bietet er auch für die journalismusinterne Reflexion wichtige Impulse, da er auf Fehlentwicklungen hinweist – und so dazu beiträgt, die Funktionsfähigkeit und damit die Sinn-grenzen des Journalismussystems zu bewahren. Auch deswegen täte die Journalismusforschung gut daran, sich künftig intensiver mit diesem „anderen“ Journalismus auseinanderzusetzen. Aus historischer Perspektive mangelt es beispielsweise nach wie vor an detaillierten epochenübergreifenden Untersuchungen zum Wechselverhältnis zwischen Literatur und Journalismus. Die hier gesammelten Hinweise sind in diesem Kontext kaum mehr als erste Schlaglichter.

Genauer Wissen um die Potenziale des Literarischen Journalismus ist jedoch auch für das redaktionelle Handeln in der Gegenwart von kaum zu bestreitender Relevanz. Inmitten der immer noch virulenten Medienkrise suchen journalistische Akteure händeringend nach Strategien, die der Branche den Weg in die Zukunft weisen können. Literarisch ambitionierter Erzähljournalismus, der aus dem Mainstream des möglichst aktuellen Nachrichten-Einerleis ausbricht, könnte eine dieser Strategien sein. Denn während vor allem die tagesaktuelle Regionalpresse seit Jahren mit rückgängigen Erlösen zu kämpfen hat, bleiben wöchentliche Publikationen wie die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* oder die *Zeit*, die eben nicht auf einen

schnellen Nachrichten-Umsatz, sondern vielmehr auf Entschleunigung, Einordnung und gut erzählte Geschichten bauen, am Markt stabil (Schröder, 2014). Beim Versuch, die Funktionalität des Systems Journalismus auch für kommende Entwicklungsphasen sicherzustellen, kann auch eine Rückbesinnung auf die Traditionen des Literarischen Journalismus für wichtige

Anregungen sorgen. In diesem Sinne sollte die weitere Erforschung dieses Berichterstattungsmusters nicht nur das Gewesene beleuchten, sondern ebenso unmissverständlich darauf hinweisen, was dies für die Zukunft des Journalismus bedeutet.

Bibliographie

- Austermann, A. (1985). *Kurt Tucholsky*. Der Journalist und sein Publikum. München, u.a.
- Bachleitner, N. (1999). *Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans*. Tübingen.
- Bak, J. S. & Reynolds, B. (Hg.) (2011). *Literary Journalism Across the Globe*. Amherst (MA).
- Baumert, D. P. (1928). *Die Entstehung des deutschen Journalismus*. München, Leipzig.
- Birgfeld, J. & Conter, C. D. (Hg.) (2009). *Christian Kracht*. Zu Leben und Werk. Köln.
- Birkner, T. (2012). *Das Selbstgespräch der Zeit*. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914. Köln.
- Bleicher, J. K. & Pörksen, B. (Hg.) (2004). *Grenzgänger*. Formen des New Journalism. Wiesbaden.
- Blöbaum, B. (1994). *Journalismus als soziales System*. Opladen.
- Blöbaum, B. (2003). Literatur und Journalismus. Zur Struktur und zum Verhältnis von zwei Systemen. In: Blöbaum, B. & Neuhaus, S. (Hg.), *Literatur und Journalismus*. Wiesbaden, S. 23-51.
- Brambilla, M. M. (2010). Die essayistischen Schriften Hermann Bahrs. In: Brambilla, M. M. (Hg.), *Wege des essayistischen Schreibens im deutschsprachigen Raum (1900-1920)*. Amsterdam, u.a., S. 29-46.
- Braun, I. (2007). *Günter Wallraff*. Leben – Werk – Wirken – Methode. Würzburg.
- Brenner, S., Cepl-Kaufmann, G. & Thöne, M. (2001). „Ich liebe nichts so sehr wie die Städte...“. Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender. Frankfurt a. M.
- Ceballos Betancur, K. (2000). *Egon Erwin Kisch in Mexiko*. Die Reportage als Literaturform im Exil. Frankfurt a. M., u.a.
- Chance, J. & McKeen, W. (Hg.) (2001). *Literary Journalism*. A Reader. Belmont (CA), u.a.
- Connery, T. B. (1990). A Third Way to Tell the Story. American Literary Journalism at the Turn of the Century. In: Sims, N. (Hg.), *Literary journalism in the twentieth century*. New York, S. 3-20.

- Connery, T. B. (1992). *A Sourcebook of American Literary Journalism*. New York, u.a.
- Doll, J. (1998). Leo Lania, intermédiaire entre la gauche littéraire berlinoise et les intellectuels sociaux-démocrates viennois. In: *Le texte et l'idée*, 13, S. 249-268.
- Dovifat, E. & Wilke, J. (1976). *Zeitungswissenschaft II*. Berlin, New York.
- Eberwein, T. (2010a). Literarisierung als Systemschutz. In: *Journalistik Journal*, 13 (1), S. 16-17.
- Eberwein, T. (2010b). Beobachter des Unsichtbaren. In: *Message*, (1), S. 96-97.
- Eberwein, T. (2013). *Literarischer Journalismus*. Theorie – Traditionen – Gegenwart. Köln.
- Ganahl, S. (2008). *Ad oculos et aures*. Presse, Radio und Film in der „Dritten Walpurgisnacht“ von Karl Kraus. Wien.
- Geisler, M. (1982). *Die literarische Reportage in Deutschland*. Königstein.
- Greis, F. & King, I. (Hg.) (2006). *Tucholsky und die Medien*. St. Ingbert.
- Haas, H. (1987). Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften. In: *Publizistik*, 32 (3), S. 277-294.
- Haas, H. (1999). *Empirischer Journalismus*. Wien, u.a.
- Hartsock, J. C. (2000). *A History of American Literary Journalism*. Amherst (MA).
- Herrmann, F. (2006). „Es muss mit einer Tatze gerissen sein“. Marie-Luise Scherer über Präzision, Zeit und Zigaretten. In: Herrmann, F. (Hg.), *Unter Druck*. Die journalistische Textwerkstatt. Wiesbaden, S. 29-38.
- Herskovics, I. (1990). *Alfred Kerr als Kritiker des Berliner Tageblattes 1919-1933*. Berlin.
- Hiebel, I. (1973). *F. C. Weiskopf – Schriftsteller und Kritiker*. Berlin.
- Holzhaider, H. (2004). Der Menschenfreund. Paul Schlesinger 1878-1928. In: Jakobs, H.-J. & Langenbucher, W. R. (Hg.), *Das Gewissen ihrer Zeit*. Wien, S. 127-131.
- Houska, M. (2003). *Journalismus der Sinne und des Sinns*. Max Winters Wahrnehmung und Vermittlung des Wiener Elends in Sozialreportagen der „Arbeiter-Zeitung“ 1896 bis 1910. Wien.
- IALJS – International Association for Literary Journalism Studies (2006). *Our Mission*. Abgerufen von <http://ialjs.org/about-us/>, Zugriff am 31.3.2015
- Jendretski, J. (1988). *Karl Gutzkow als Pionier des literarischen Journalismus*. Frankfurt a. M., u.a.
- Keeble, R. L. & Tulloch, J. (Hg.) (2012). *Global Literary Journalism*. New York, u.a.
- Keeble, R. L. & Wheeler, S. (Hg.) (2007). *The Journalistic Imagination*. Literary Journalists from Defoe to Capote and Carter. London, u.a.
- Koenen, E. & Birkner, T. (2014). Journalismus, Medien und Öffentlichkeit als Beruf: Entfesselung, Formierung, Professionalisierung des medialen Berufsfeldes. In: *medien & zeit*, 29 (4), S. 2-4.
- Kostenzer, C. (2009). *Die literarische Reportage*. Über eine hybride Form zwischen Journalismus und Literatur. Innsbruck u.a.
- Krings, D. (2008). *Theodor Fontane als Journalist*. Köln.
- Langenbucher, W. R. (2002). Vorwort. In: Langenbucher, W. R. (Hg.), *Sensationen des Alltags*. München, S. 9-20.
- Langenbucher, W. R. & Wetzstein, I. (2010). Der real existierende Hochkulturjournalismus. Über Personen, Werke und einen Kanon. In: Eberwein, T. & Müller D. (Hg.), *Journalismus und Öffentlichkeit*. Wiesbaden, S. 387-409.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme*. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1986). Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst. In: Gumbrecht, H. U. & Pfeiffer, K. L. (Hg.), *Stil*. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a. M., S. 620-672.
- Luhmann, N. (1992). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Meier, K. (2007). *Journalistik*. Konstanz.
- Melchinger, S. (1968). Vorwort. In: Richter, B. (Hg.), *Alfred Polgar Auswahl – Prosa aus vier Jahrzehnten*. Reinbek bei Hamburg, S. 5-14.
- Neuhaus, S. (2003). Erich Kästner zwischen Literatur und Journalismus. Konzeptionelle Gemeinsamkeiten der Weltbühnen-Beiträge bis 1933. In: Oswalt, S. (Hg.), *Die Weltbühne*. Zur Tradition und Kontinuität demokratischer Publizistik. St. Ingbert, S. 85-98.
- Neuhaus, S., Selbmann, R. & Unger, T. (Hg.) (1999). *Ernst Toller und die Weimarer Republik*. Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik. Würzburg.

- Neumann, H. & Neumann, M. (2003). *Maximilian Harden (1861-1927)*. Ein unerschrockener deutsch-jüdischer Kritiker und Publizist. Würzburg.
- Nöllke, M. (1994). *Daniel Spitzers Wiener Spaziergänge*. Liberales Feuilleton im Zeitungskontext. Frankfurt a. M., u.a.
- Pauly, J. J. (2011). Literary Journalism and the Drama of Civic Life. In: *Literary Journalism Studies*, 3 (2), S. 73-82.
- Porombka, S. (2006). *Kritiken schreiben*. Ein Trainingsbuch. Konstanz.
- Pöttker, H. (2003). Nachrichten und ihre kommunikative Qualität. Die „Umgekehrte Pyramide“ – Ursprung und Durchsetzung eines journalistischen Standards. In: *Publizistik*, 48 (4), S. 414-426.
- Pöttker, H. (2008). Modellfall Heinrich Heine. Über das Verhältnis von Journalismus und Schriftstellertum in Deutschland. In: Hahn, O. & Schröder, R. (Hg.), *Journalistische Kulturen*. Köln, S. 56-75.
- Requate, J. (1995). *Journalismus als Beruf*. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen.
- Riesenfellner, S. (1987). *Der Sozialreporter*. Max Winter im alten Österreich. Wien.
- Roll, E. (2004). Der Großkritiker. Alfred Kerr 1867-1948. In: Jakobs, H.-J. & Langenbucher, W. R. (Hg.), *Das Gewissen ihrer Zeit*. Wien, S. 101-105.
- Roß, D. (2004). Fakten und/oder Fiktionen. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Journalismus und Literatur in Deutschland. In: Bleicher, J. K. & Pörksen, B. (Hg.), *Grenzgänger*. Formen des New Journalism. Wiesbaden, S. 74-99.
- Rossmann, A. (25.10.2010). Grand Tour der schweren Industrie. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, S. Z3.
- Schmidt, S. J. (1989). *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.
- Schmidt, S. J. & Weischenberg, S. (1994). Mediengattungen, Berichterstattungsmuster, Darstellungsformen. In: Merten, K., Schmidt, S. J. & Weischenberg, S. (Hg.), *Die Wirklichkeit der Medien*. Opladen, S. 212-236.
- Schröder, J. (12.9.2014). Print-Hoffnung Wochenende: So entwickeln sich die Auflagen. In: *Meedia*. Abgerufen von <http://meedia.de/2014/09/12/print-hoffnung-wochenende-so-entwickeln-sich-die-auflagen/>, Zugriff am 31.3.2015
- Schoeps, J. H. (1995). *Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre*. Wien.
- Scholl, A. & Weischenberg, S. (1998). *Journalismus in der Gesellschaft*. Opladen, Wiesbaden.
- Schulenburg, U. N. (Hg.) (2001). *Der unsterbliche Österreicher*. Wien.
- Selected Bibliography of Scholarship and Criticism Examining Literary Journalism, Updated March 1st, 2012. Abgerufen von http://www.davidabrahamson.com/WWW/IALJS/LJS_Biblio_v120301.pdf, Zugriff am 24.2.2015
- Simfons, P. (2009). *Extrakte des Schweigens*. Zu Sprache und Stil bei Peter Altenberg. Tübingen.
- Sims, N. (Hg.) (1984). *The Literary Journalists*. New York.
- Sims, N. (Hg.) (1990). *Literary Journalism in the Twentieth Century*. New York.
- Sims, N. (2007). *True Stories*. A Century of Literary Journalism. Evanston (IL).
- Sims, N. & Kramer, M. (Hg.) (1995). *Literary Journalism*. New York.
- Singer, A. (1992). *Bernard von Brentano – Seine politische Entwicklung im Spiegel seiner publizistischen und literarischen Arbeiten*. Hamburg.
- Sondermann, E. F. (1983). *Karl August Böttiger*. Literarischer Journalist der Goethezeit in Weimar. Bonn.
- Sösemann, B. (2000). Politik im Feuilleton – Feuilleton in der Politik. Überlegungen zur kommunikationshistorischen Bedeutung literarischer Texte und zu ihrer medienwissenschaftlichen Interpretation. In: Kauffmann, K. & Schütz, E. (Hg.), *Die lange Geschichte der Kleinen Form*. Berlin, S. 40-59.
- Stalder, H. (2003). *Siegfried Kracauer*. Das journalistische Werk in der „Frankfurter Zeitung“ 1921-1933. Würzburg.
- Tauschke, C. (1997). „*Vivisektion der Zeit*“. Studien zur Darstellung und Kritik der Zeitgeschichte in Publizistik und Romanwerk Erik Regers (1924-1932). Hamburg.
- Tomczuk, D. (2008). *Das Paradigma des Lebens im feuilletonistischen Werk Victor Auburtins und Alfred Polgars*. Lublin.
- Unger, T. (2003). Erlebnisfähigkeit, unbefangene Zeugenschaft und literarischer Anspruch. Zum Reportagekonzept von Egon Erwin Kisch und seiner Durchführung in Paradies Amerika. In: Blöbaum, B. & Neuhaus, S. (Hg.), *Literatur und Journalismus*. Wiesbaden, S. 171-194.

- Wagener, B. (2003). Inländische Perspektivierungen. Erich Kästner als Feuilletonist der Neuen Zeitung. In: Blöbaum, B. & Neuhaus, S. (Hg.), *Literatur und Journalismus*. Wiesbaden, S. 195-226.
- Weischenberg, S. (2002). *Journalistik*. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 2. Wiesbaden.
- Westermann, K. (1987). *Joseph Roth, Journalist*. Eine Karriere 1915-1939. Bonn.
- Wildhagen, A. (1985). *Das politische Feuilleton Ferdinand Kürnbergers*. Frankfurt a. M., u.a.
- Wilke, J. (2008). Über den Tag hinaus. Journalisten als Buchautoren. In: *Communicatio Socialis*, 41 (2), S. 171-191.

Tobias EBERWEIN

Dr. phil., Senior Scientist am Institut für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Medienethik und Media Accountability, Print- und Onlinejournalismus, Methoden der Medien- und Kommunikationsforschung sowie international vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung. In den Jahren 2013 und 2014 war er als Professurvertreter am Institut für Kommunikationswissenschaft der TU Dresden und am Institut für Journalistik der TU Dortmund beschäftigt. Zuvor arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Dortmunder Institut für Journalistik und am Erich-Brost-Institut für internationalen Journalismus.

Der Drehbuchautor in den USA und in Deutschland im 20. Jahrhundert

Zur Professionalisierung eines modernen Kreativ- und Medienberufs¹

Juliane Scholz

Institut für Kulturwissenschaften, Universität Leipzig

Abstract

Der Beitrag beleuchtet die Berufsgeschichte der Drehbuchautoren in den USA und Deutschland im Laufe des 20. Jahrhunderts. Der Drehbuchautor gilt als moderner Kreativberuf innerhalb der weitverzweigten Medienkulturindustrie, der sich seit den 1910er-Jahren im Zuge der Ausdifferenzierung einer großbetrieblichen, arbeitsteiligen Filmindustrie herausbildete. Methodisch werden die vielfältigen sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, institutionellen, professionellen und politischen Kontexte der wechselvollen Verberuflichungsgeschichte der Drehbuchautoren mithilfe eines sozial- und kulturgeschichtlich justierten Konzepts von historischer Professionalisierung eingefangen und erläutert. Herausgearbeitet und verglichen werden damit unterschiedliche Professionalisierungsstrategien sowie politische Eingriffe in den Verberuflichungsprozess der Drehbuchautoren in den beiden Vergleichsländern.

Der Beruf des Drehbuchautors² in den USA und Deutschland hat im 20. Jahrhundert eine ambivalente Geschichte erfahren. Seit dieser neue Medienberuf in den 1910er-Jahren entstand und als Profession Kontur gewann, machten Drehbuchautoren vielfältige und wechselvolle berufliche Aushandlungsprozesse durch. Heute gelten Drehbuchautoren gemeinhin als anerkannte kreative Berufsgruppe, die allerdings noch immer im Schatten anderer Filmberufe steht. Regisseur oder Produzent werden im Feuilleton und in der Film- und Fernsehkritik vielfach erwähnt, während diese Aufmerksamkeit den Drehbuchautoren nur selten zukommt. Als die US-amerikanischen Drehbuchautoren im Winter 2007/08 streikten und die deutschen Berufsangehörigen sich mit Forderungen der Gewerkschaft *Writers' Guild of America* solidarisierten (Banks, 2010, S. 20f; Reber, 2008, S. 798f; Schmige, 2007, S. 7), zeigte sich in der medialen Öffentlichkeit, dass Drehbuchautoren zwar eine wichtige Funktion innerhalb der Filmherstellung einnehmen, ihnen aber weder finanziell noch sozial die entsprechende Anerkennung und Würdigung zuteil wird.

Vor dem Hintergrund einer Sozialgeschichte der Angestellten, der betrieblichen Mittelklasse(n) und dem Wandel der Arbeitsorganisation in der (post-)industriellen Gesellschaft lässt sich der Beruf des Drehbuchautors im Kontext der fortschreitenden Industrialisierung und großbetrieblichen, arbeitsteiligen Herstellung medialer Produkte einordnen. In diesem Sinne müssen bei der Erforschung des Drehbuchautors und angrenzender Medienberufe nicht nur die Besonderheiten von Kreativberufen, sondern auch allgemeine historische Entwicklungen in die Rekonstruktion der Verberuflichung miteinbezogen werden. So ist die Geschichte des Drehbuchautors zunächst im sozialhistorischen Zusammenhang der expandierenden, sich teils politisch radikalisierenden sowie ausdifferenzierenden „neuen Mittelklasse(n)“ (Bell, 1988, S. 103-120) und einer zunehmend unsicher werdenden gesellschaftlichen Stellung des Bildungsbürgertums im 20. Jahrhundert zu verorten (Siegrist, 2003, S. 25f; Welskopp, 2004, S. 228f). Drehbuchautoren sind demnach keineswegs nur als „Kreative“ zu verstehen, sondern insbesondere auch als Angestellte in einem arbeitsteilig organisierten Großbetrieb und als Angehörige der

¹ Der Beitrag beruht auf Ergebnissen meiner Dissertation *Geschichte des Drehbuchautors in den USA und Deutschland*, die Anfang 2016 im Wallstein Verlag erscheinen wird.

² Im Folgenden werden darunter jeweils ebenso weibliche, männliche und sich nicht eindeutig identifizierende Berufsvertreter gefasst.

Mittelschichten (Siegrist, 2003, S. 28f; Jacobs, 2003, S. 130f; Prinz, 1995, S. 11-17). Entsprechend weisen Drehbuchautoren mit anderen technisch-bürokratischen Angestelltengruppen deutliche Gemeinsamkeiten auf. Vordergründig unterscheiden sie sich kaum von anderen, beispielsweise technischen Angestelltengruppen wie den Chemikern oder den Ingenieuren (Gispén, 1999, S. 86f; Seckelmann, 1999, S. 401-407). Daraus folgt, dass die Herausbildung und Professionalisierung des Drehbuchautors nicht nur im Kontext der Kommerzialisierung der Medienkulturindustrie und im engeren Sinne einer Technik- und Mediengeschichte zu erklären ist (Kasten, 1997, S. 147f), sondern vielmehr als vielgestaltiger sozialhistorischer Konstruktionsprozess aufgefasst werden muss, der interdisziplinär und historisch vergleichend zu erforschen ist (Scholz, 2014, S. 298f; Siegrist, 2001, S. 12154f).

Jüngere Debatten um die prekäre Lage der sogenannten *Creative Class* bzw. der *Creative Industries* und die Aufwertung von Kreativität und geistiger Arbeit im gesellschaftlichen wie ästhetischen Diskurs haben zwar Fragen nach der problematischen Lage und Stellung von Kreativ- und Medienschaffenden aufgeworfen (Reckwitz, 2012, S. 9-15; Florida, 2012, S. 100-124; Conor, 2014, S. 39-59). Allerdings wurden und werden gegenwärtig spezialisierte Kreativ- und Medienberufe kaum im Rahmen allgemeiner gesellschaftshistorischer Entwicklungen der sich wandelnden Arbeitsgesellschaft und Arbeitsorganisation betrachtet. Schicht- und klassenspezifische Trennungen, bildungsbürgerliche Exklusionsmechanismen sowie entsprechend konnotierte Professionalisierungsmodi geraten damit weitgehend aus dem Blickfeld. In der professionshistorischen Forschung wiederum wird die Geschichte der neuen Medien- und Kulturberufe oftmals nur als Sonderfall betrachtet (Stempel, 1991, S. XIIIff; Loughney, 1997, S. 284-288; Decherney, 2012, S. 1-6; Kutsch, 2010, S. 427-430).

Dieser Beitrag geht indessen davon aus, dass erst durch die Kombination jüngerer sozial- und kulturhistorischer sowie kommunikations- und medienwissenschaftlicher Diskussionen um Kreativ- und Medienberufe und eine Neujustierung der historischen Professionalisierungsforschung der Geschichte dieses Berufsfeldes in der (post-) industriellen Gesellschaft sinnvoll nachgegangen werden kann (Bell, 1988, S. 119-221; Conor,

2010, S. 29; Scholz, 2014, S. 298-327; Birken, 2011, S. 49-52). Zu diesem Zweck werden zunächst methodische Überlegungen zur Rekonstruktion des Professionalisierungsprozesses des Drehbuchautors vorgestellt. Anschließend werden zwei grundlegende Professionalisierungsmuster der Drehbuchautoren in den USA und Deutschland herausgearbeitet und vergleichend diskutiert sowie zuletzt das vielfältige politische Einflussfeld auf den Beruf des Drehbuchautors skizziert.

Die Geschichte des Drehbuchautors als Professionalisierung: Methodische Überlegungen

Professionalisierung wird in diesem Beitrag als historisch flexibles Konzept und heuristischer Interpretationsrahmen verstanden und als wichtiger Prozess der Modernisierung begriffen, der auch die Medienkulturindustrie des 20. Jahrhunderts entscheidend prägte und vielfältige wie regional unterschiedliche Muster der Verberuflichung von Kreativ- und Medienberufen hervorbrachte (Trebesius, 2012, S. 7-31; Scholz, 2014, S. 298-327; Siegrist, 2014, S. 20-30). Mithilfe der historischen Professionalisierungsforschung werden diese und andere Berufe in ihren vielschichtigen gesellschaftlichen, institutionellen, organisatorischen wie beruflichen Spannungsfeldern analysiert.

Die klassische Professionsforschung beschäftigt sich seit etwa 30 Jahren mit der Erforschung der Durchsetzung akademischer und freier Berufe wie beispielsweise Anwälten, Ingenieuren oder Mediziner – zuerst im angelsächsischen Raum und später im Rahmen der Angestellten- und Bürgertumsforschung auch in Kontinentaleuropa (Burrage, Jarausch & Siegrist 1990, S. 203-225). Solche Expertenberufe bildeten sich seit dem 19. Jahrhundert heraus und reklamierten eine herausgehobene soziale Position, weil sie mit zentralen Werten und Gütern der Gesellschaft betraut waren und ihren beruflichen Status durch diesbezügliche spezielle Wissensbestände und exklusive Zugangsberechtigungen festigten (Siegrist, 1990, S. 182). *Professionals* etablierten sich seither als „Qualifikations-, Funktions- und Statusgruppen“ in der Gesellschaft (Siegrist, 2014, S. 16; Siegrist, 2001, S. 12154f). Durch ihre speziellen beruflichen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensbestände entwickelten sie besondere professionelle Werte und Einstellungen, die sie von anderen

Berufsgruppen der Gesellschaft unterschieden. Sie begannen daraufhin, exklusive Rechte wie professionelle Autonomie sowie eine höhere soziale Position und eine bessere wirtschaftliche Lage in der Gesellschaft für sich einzufordern (Siegrist, 2014, S. 17). Die Kennzeichen der freiberuflich tätigen, im angloamerikanischen Raum seit dem 19. Jahrhundert auftretenden *Liberal Professions* wurden seither immer wieder mit den Merkmalen der klassischen akademischen Professionen wie den Medizinern oder Anwälten verknüpft. Im Gegensatz zu den klassischen Professionen besetzten sie den „Zugang zu Sinngebungs-, Planungs-, Leistungs- und Kontrollfunktionen“ der Gesellschaft (Siegrist, 2014, S. 18; Scholz, 2014, S. 300) und forderten aus diesem Grunde für sich eine Steuerung und Monopolisierung von Macht, Wissen und Einfluss ein.

Die Zuständigkeiten zur Durchsetzung spezieller professioneller Sonderrechte wurden von staatlichen administrativen Institutionen zunehmend an die Berufsvertreter und deren berufliche Vertretungsorgane wie Kammern, Vereine oder Verbände abgegeben, die dann ihrerseits über den Berufszugang, das Berechtigungs- und Ausbildungswesen oder den professionellen Wertecodex bestimmten (Heidenreich, 1999, S. 3f; Krzeminski, 2002, S. 12-15). Auch für die Herausbildung der freien, meist durch akademischen Abschluss gekennzeichneten Berufe seit dem 19. Jahrhundert war diese Idee von professioneller Autonomie und selbstverwalteten beruflichen Handlungsregeln tragend, die die soziale Rolle, die gesellschaftlichen sowie die beruflichen Funktionen dieser Experten strukturierten. Die Forderung der klassischen Professionen nach beruflicher Autonomie, der selbstbestimmten Regelung von Qualifikation und Berechtigungswesen wurde so von den im Laufe des 20. Jahrhunderts neu entstehenden kulturschaffenden Berufen auf vielfältige Art und Weise nachgeahmt (Siegrist, 2014, S. 33-25; Scholz, 2012, S. 61f).

Neben diesem sozialhistorisch grundierten Erklärkonzept existiert in der Professionsforschung

Auch für die Herausbildung der freien, meist durch akademischen Abschluss gekennzeichneten Berufe seit dem 19. Jahrhundert war die Idee von professioneller Autonomie und selbstverwalteten beruflichen Handlungsregeln tragend, die die soziale Rolle, die gesellschaftlichen sowie die beruflichen Funktionen dieser Experten strukturierten.

seit den 1960er-Jahren eine berufssoziologische Forschungsrichtung. Grundsätzlich gehen soziologische Professionskonzepte davon aus, dass bestimmte Kriterien für die Professionswerdung eines Berufs erfüllt sein müssen. So modellierte Harold Wilensky 1964 in seinem einflussreichen Beitrag *The Professionalization of Everyone?* die Entstehung von Professionen in einem Stufenmodell. Er attestierte, dass nur etwa dreißig bis vierzig Berufe vollständig professionalisiert seien. Um diesen Status zu erreichen, müsse die berufliche Tätigkeit erstens in Vollzeit ausgeübt werden und zweitens durch eine qualifizierte berufliche Ausbildung geregelt werden. Weiterhin müssen Berufsverbände gegründet werden, die in einem vierten Schritt die staatliche Anerkennung des Berufs durchsetzen. In einem fünften Schritt würden professionelle Normen und Standards in einem Ehrenkodex des Verbandes zusammengefasst. Nach Durchlaufen dieser fünf Stufen sei ein Beruf vollständig professionalisiert (Wilensky, 1964, S. 141-145).

Ein solches soziologisch-normatives Modell stellt die Auseinandersetzung mit Kultur- und Medienberufen der Moderne in drei Richtungen. Erstens wird die komparative Betrachtung komplexer und oftmals ambivalenter und divergent verlaufender Professionalisierungsprozesse in verschiedenen Weltregionen verschleiert und als „Sonderform“ oder „Abweichung“ vom Idealtyp beschrieben, anstelle sie als legitime Verberuflichungsmuster aufzufassen. Zweitens wird die Komplexität von Professionalisierungsprozessen im Zeitverlauf auf eine normative, d.h. Erfüllung der Professionsmerkmale abhebende Sicht vereinfacht. Drittens geraten die sich wandelnden berufsspezifischen professionellen und sozialen Praktiken sowie die Vielfalt teils nebeneinander existierenden symbolischen Ordnungen und Vorstellungen der Akteure von professioneller Identität und beruflicher Autonomie weitgehend aus dem Blick. Das Rekurrenieren auf vereinfachende berufssoziologische Modelle führt sogar dazu, dass bestimmten Berufen kurzerhand „Professi-

onalität“ abgesprochen wird, weil sie nicht alle Kriterien erfüllen und so allenfalls als „teilweise professionalisiert“ gelten können. So haben berufssoziologische Erklärungsmodelle die Forderungen nach Autonomie und Anerkennung bei den modernen Kreativ- und Medienberufen vielfach darauf reduziert, dass solche Arbeiten wegen ihrer evidenten symbolischen und geistigen Tätigkeiten einfach nicht vollständig „professionalisierbar“ seien (Scheideler 1997, S. 11-15).

Gerade um die konkreten historischen Aushandlungsprozesse und die Spannungsfelder zwischen gesellschaftlicher Einflussnahme und professionellem „Eigen-Sinn“, institutioneller Autorität und Autonomie der Akteure in Professionalisierungsprozessen geht es hingegen einer sozial- und kulturhistorisch aufgeklärten historischen Professionalisierungsforschung, wie sie hier vertreten wird. Die Genese kreativer Berufsgruppen wird in diesem Beitrag nicht als Sonderfall der Professionalisierungsgeschichte, sondern als Gradmesser für den Facettenreichtum professioneller Autonomie in hochgradig segmentierten und differenzierten Gesellschaften begriffen. Konzeptionell und programmatisch weist der Beitrag damit über vereinfachende Erklärungsmuster der „Professionellen“ und „Kreativen“ als „Kategorie der modernen Leistungsgesellschaft“ hinaus (Scheideler, 1997, S. 3) und versteht Professionalisierung nicht als ahistorisches und/oder normatives Merkmalsset, sondern als gesellschaftlich vielfach kontextuierten sowie vielgestaltigen gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Konstruktionsprozess (Siegrist, 1988, S. 11f; Siegrist, 1990, S. 177f; Scholz, 2014, S. 298-310). Professionalisierung wird als gesellschaftliches Projekt gelesen, das über eine bloß faktische oder lineare Berufsgeschichte hinausgeht und vielmehr durch die Einbeziehung des Wandels und der Vielfalt der sozialen Kontexte und Praktiken erklärbar wird, die die Herausbildung von Professionen in u.a. kultureller, rechtlicher, wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht rahmen. In diesem Sinne orientiert sich die historische Erforschung der Professionalisierung von Drehbuchautoren, aber auch von anderen modernen Kreativ- und Medienberufen, zwar auch an erkenntnisleitenden Untersuchungsdimensionen der soziologischen Professionsforschung wie sie nachfolgend genannt werden, verweist aber zugleich darauf, dass diese stets sozial- und kulturhistorisch kontextuiert und als explizit soziale Praktiken der Akteure verstanden werden müssen:

- Gründung von Berufsverbänden und Gewerkschaften
- Systematisierung von Wissensbeständen (Ausbildung und Qualifizierung)
- berufliche Autonomie (selbstverwaltete berufliche Inhalte, Funktionen und Handlungsregeln)
- höheres soziales Prestige, bessere materielle Lage und exklusive Stellung in der Gesellschaft (Kocka, 1977, S. 178f; Kutsch, 2008, S. 289-300; Siegrist, 1990, S. 182f).

Professionalisierungsstrategien der Drehbuchautoren in den USA und Deutschland im 20. Jahrhundert

Für die Drehbuchautoren in den USA und mit einigen Jahren Verspätung in Deutschland kann für die ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts konstatiert werden, dass sich der Beruf entlang ästhetischer, technischer und arbeitsorganisatorischer Innovationen herausbildete und zunehmend spezialisierte. Bedeutsam waren hierfür beispielsweise der fiktionale Langspielfilm und die steigende Arbeitsteilung in den frühen Filmproduktionsfirmen. Anfangs waren vorrangig Adaptionen literarischer Erzeugnisse die stoffliche Grundlage von Filmen. Im Laufe der 1920er-Jahre wurden dann eigens für den Film erdachte Originaldrehbücher bzw. Filmszenarien die Regel (Kasten, 1990, S. 43-55). Spätestens mit der Tonfilmumstellung seit 1927 hat sich der Drehbuchautor dann als anerkannter professioneller Berufszweig fest etabliert.

Drehbuchautoren rekrutierten sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts meist aus angrenzenden journalistischen und schriftstellerischen Berufsfeldern und orientierten sich an den beruflichen Wertvorstellungen und Einstellungen freier und künstlerischer Berufe. Als Mitarbeiter in der großbetrieblichen Filmindustrie waren Drehbuchautoren hingegen betriebliche Angestellte, die mit primär vorstrukturierten, planenden, zeichen- und symbolverarbeitenden Aufgaben betraut waren und so kaum die beruflichen Idealvorstellungen der freien Berufe – wie kreative, individuelle, selbständige Schöpfungstätigkeit und Kontrolle über ihr geistiges Werk – weiter verfolgen konnten. Drehbuchautoren spezialisierten sich in diesem organisatorischen Kontext vor allem funktional und waren beispielsweise als *Script Doctor* oder *Polisher* in den Drehbuch-

abteilungen der Filmstudios tätig (Staiger, 1982, S. 94-100). Im arbeitsteiligen Großbetrieb Hollywoods, aber auch in der deutschen UFA, galten sie bis in die 1950er-Jahre als weisungsabhängige, jederzeit kündbare Angestellte und geistige Auftragsarbeiter, weniger als freiberufliche, kreativ tätige Schriftsteller. Damit standen sie vor dem Problem, dass sie weder über ihr geistiges Eigentum frei verfügen konnten, noch ihre schöpferische Leistung entsprechend gewürdigt wurde. Zudem waren ihre Arbeits- und Vertragsbedingungen vergleichsweise schlecht. Beispielsweise wurden ihnen die begehrten Nennungen im Abspann (*Credits*) oftmals nicht zugesprochen oder man zog sie kurzfristig von einem Filmprojekt ab, ohne dass sie in dieser Zeit für andere Filmfirmen arbeiten durften (Marmont, 1921, S. 4; Wheaton, 1974, S. 45-60).

Dieses Spannungsverhältnis zwischen künstlerisch-individuellen Berufsvorstellungen und der Berufsrealität eines geistigen Auftragsarbeiters ohne schöpferische

Verfügungsgewalt über sein Werk hat die Berufsgeschichte des Drehbuchautors entscheidend geprägt. Da Drehbuchautoren in ihrer historischen Genese beide Momente vereinten, benutzten sie unterschiedliche Professionalisierungsstrategien, die sich je nach gesellschaftspolitischem wie betrieblich-industriellem Kontext stark unterschieden (Scholz, 2012, S. 63f; Scholz, 2014, S. 298-305). Dabei ging es immer auch um die Frage der Fremd- oder Selbstbestimmung der beruflichen Tätigkeit, die neben den Drehbuchautoren auch für andere Kulturberufe zum Leitmotiv ihrer Berufsgeschichte geworden ist. Drehbuchautoren nutzten im Grunde zwei Professionalisierungsstrategien zur Verbesserung ihrer arbeits- und vertragsrechtlichen Lage sowie ihrer sozialen wie wirtschaftlichen Position. Diese im Folgenden skizzierten Professionalisierungsmuster sind idealtypische Konstrukte. Sie zeigen auf, wie sich der Beruf in unterschiedlichen Kontexten erfolgreich formieren und durchsetzen konnte und finden sich historisch in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen in beiden untersuchten Vergleichsländern.

Künstlerisch-individuelle vs. betrieblich-kollektive Professionalisierungsstrategie

Die erste, *freiberuflich-individuelle, künstlerische Strategie* verband den Beruf des Drehbuchautors mit den Charakteristika freier Schriftstellerberufe, die sich durch eine Verfügungsgewalt über ihre geistigen Werke und einen relativ hohen Grad beruflicher Autonomie auszeichneten. Dabei wurde das Selbstbild eines Intellektuellen bzw. Künstlers aktiviert und eine Abgrenzung zur Arbeiterklasse mittels Zuschreibungen wie künstlerische Integrität oder Originalität der geistigen Schöpfung vorgenommen.

Ferner ging es hierbei um die Anerkennung entsprechender berufsständischer Organisationen und einen exklusiven Berufszugang, der nur ausgewählten Berufsvertretern zustand und so eine berufliche Exklusiv- bzw. Monopolstellung sicherte. Drehbuchautoren, die eine eher exklusive, künstlerische Strategie verfolgten, sprachen sich vielfach dafür

Das Spannungsverhältnis zwischen künstlerisch-individuellen Berufsvorstellungen und der Berufsrealität eines geistigen Auftragsarbeiters ohne schöpferische Verfügungsgewalt über sein Werk hat die Berufsgeschichte des Drehbuchautors entscheidend geprägt.

aus, ihren Beruf selbständig zu regeln und von fremdbestimmten Eingriffen durch Politik oder Filmproduzenten abzugrenzen. Dieses elitär-bildungsbürgerliche Berufsverständnis kopierte das Selbstverständnis freier Schriftsteller, aus deren Berufsgruppe sich viele der frühen Drehbuchautoren rekrutierten oder mit denen sie engen sozialen Umgang pflegten. Begrifflich und semantisch waren Berufsbezeichnungen wie *Filmdichter* oder *Kinometerdichter* in den 1910er-Jahren in Deutschland Ausdruck für dieses freiberuflich-individuelle Professionalisierungsmuster (Jazbinsek, 2000, S. 25-30; Müller, 1912/13, S. 2f; Brennert, 1916, S. 20). Künstlerische und kreative Aspekte des Berufs waren für die Drehbuchautoren der Fixpunkt, obwohl in ihrer tatsächlichen Arbeitspraxis vielfach das Moment eines routinemäßigen, angestellten Filmschriftstellers dominierte.

Den zweiten Professionalisierungsmodus stellt die *betrieblich-kollektive, gewerkschaftliche Strategie* dar. Drehbuchautoren orientierten sich hierbei an den Gewerkschaften und definierten sich als Angehörige der betrieblichen Mittelklassen, was mit der Betonung des unsicheren sozialen Status und

der unfaireren Behandlung durch die Arbeitgeber einherging. Sie versuchten darum als abhängig Beschäftigte im Filmbetrieb kollektive Mindestvergütungsregeln im Rahmen des *Collective Bargaining* auszuhandeln (Müller-Jentsch, 2008, S. 240; Reber, 2006, S. 9-16; Lovell & Carter, 1955). Besonders bedeutsam für diese Strategie war die Förderung der Standardisierung und Spezialisierung der Berufspraxis und die Gründung gewerkschaftlich operierender Interessenvertretungen wie der *Screen Writer's Guild*³ in den USA, die 1942 das erste für alle Drehbuchautoren Hollywoods gültige *Minimum Basic Agreement* mit den Produzenten aushandelte (Screen Writers' Guild Inc. & Produzenten, 1942). Die Nähe zur Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung sowie die Idee der kollektiven Vergütungsregeln ist eine Eigenart des Hollywood-Studio-systems seit den 1930er-Jahren, die im Vergleich mit Deutschland auf weniger wirksame schicht- und klassenspezifischen Trennlinien zwischen Arbeiter- und Mittelschicht seit dem *New Deal* in den USA zurückzuführen ist (Jacobs, 2003, S. 130f). Streiks als Mittel der Verhandlungen fanden in den USA bisher nur 1988 und im Winter 2007/08 statt und zeigen, dass dort die gewerkschaftliche Strategie seit den späten 1930er-Jahren bis heute erfolgreich etabliert wurde (Reber, 2008, S. 298-306; Wilson, 1991, S. 695f; Conor, 2014, S. 32f). Die kollektiv-gewerkschaftliche Strategie rekurierte also stark auf die prekäre arbeits- und vertragsrechtliche Lage der Drehbuchautoren wie sie in Hollywood oder in der deutschen UFA von 1920 bis etwa 1950 vorherrschte. Außerdem bezog diese Strategie andere Angestelltengruppen der Filmindustrie als *Talent Class* mit ein und argumentierte, Drehbuchautoren seien angestellte, spezialisierte Auftragskünstler, die ihr geistiges Eigentum an die Filmproduzenten im Rahmen von *Work-for-Hire*-Vertragsklauseln⁴ übertragen müssten und deshalb eine vergleichsweise hohe Vergütung und bessere Vertragsbedingungen verdienen (Fine, 1993, S. 20-41; Jaszi, 1991/92, S. 297; Wheaton, 1974, S. 150-173).

Die Erfolgsgeschichte der kollektiv agierenden US-Berufsvertretung konnten die deutschen Kollegen seit 1933 nicht mehr weiter verfolgen, denn ihr Beruf wurde von den Nationalsozialisten in der quasi-ständischen Reichskulturkammer gleichgeschaltet.

Die zwei vorgestellten Professionalisierungsstrategien stehen je nach gesellschaftspolischem und betrieblichem Kontext sowie beruflicher Funktion in einem Spannungsverhältnis zueinander. So dominierte die freiberuflich-individuelle, künstlerische Strategie in den USA und in Deutschland bis etwa 1930. Die Hinwendung der deutschen Drehbuchautoren zur Gewerkschaftsbewegung seit der Revolution 1918/19 war ein deutliches, allerdings kurzlebiges Anlehnen an die kollektive Strategie, die schon Ende der 1920er-Jahre zugunsten einer Rückkehr zu individuell-freiberuflichen Konzepten aufgegeben wurde. Die US-Drehbuchautoren hingegen schwenkten erst seit den 1930er-Jahren zu einer kollektiven, gewerkschaftlichen Strategie um, die den Drehbuchautoren innerhalb der betrieblichen Angestelltenschicht zum Aufstieg in die kreative Mittelklasse mit speziellen Sonderrechten in Hollywood verhalf. Jene Erfolgsgeschichte einer kollektiv agierenden US-Berufsvertretung konnten die deutschen Kollegen seit 1933 nicht mehr weiter verfolgen, denn ihr Beruf wurde von den Nationalsozialisten in der quasi-ständischen Reichskulturkammer gleichgeschaltet, was nicht nur zu einem professionellen Autonomieverlust führte, sondern auch sozial und künstlerisch bis in die 1980er-Jahre hinein eine Verzögerung ihrer beruflichen Anerkennung bedeutete (Kasten, 1990, S. 92-95, S. 161-170). Als langfristige Folge dieser Phase der De-Professionalisierung und der wachsenden Fremdbestimmung des Berufs seit 1933 kam so den deutschen Drehbuchautoren auch die internationale Erfolgsgeschichte der französischen Autorenfilmbewegung kaum zugute (Brauerhoch, 1991, S. 5-13). Im Gegenteil, der *Junge/Neue Deutsche Film* verhinderte sogar eine berufliche Aufwertung der Drehbuchautoren, weil er seit den 1960er-Jahren die Stoffentwicklung mit den inszenatorischen Aufgabenbereichen des Regisseurs in der Person des „Autor-Regisseurs“ kombinierte, der auch von der Filmkritik bis heute als „Filmschöpfer“ oder „Filmautor“ angesehen wird. Damit verengten sich die zuvor arbeitsteilig

³ Seit 1954 umbenannt in *Writer's Guild of America*.

⁴ Vergleichbar mit dem deutschen Auftragswerk.

organisierten und spezialisierten Tätigkeitsbereiche des Drehbuchautors wie seine Professionalisierungsspielräume (Brauerhoch, 1991, S. 14f; Corrigan, 2004, S. 82.; Decherney, 2005, S. 44f). Der Drehbuchautor wurde zu einem Erfüllungsgehilfen des Regisseurs degradiert. Wim Wenders wies noch 2006 auf dieses Problem in seiner Eröffnungsrede zur ersten Konferenz der *Federation of Screenwriters Europe* hin:

„It was like a big re-discovery, because a lot of the European film industry had neglected the profession of the screenwriter. For a lot of screenwriters that I knew, writing was a way to become a producer or a director or something else, or going to novels. A lot of them were not happy just to remain screenwriters, because maybe the aura of the profession had disappeared.“

(Federation of Screenwriters Europe, 2006, S. 2).

Politische Eingriffe in die freie Berufsausübung der Drehbuchautoren

Kreativ- und Medienberufe waren im 20. Jahrhundert häufiger staatlichen und politischen Eingriffen ausgesetzt, denn politische Machthaber waren an der propagandistischen Wirkung der neuen Massenmedien Film und Rundfunk besonders interessiert. Staatliche Lenkung, Ideologisierung, Zensur sowie Berufsverbote betrafen die Drehbuchautoren zunächst im nationalsozialistischen Deutschland (Jarausch, 1995, S. 200-220; Beyrau, 1994, S. 35-54). In der staatssozialistischen DDR wurden Drehbuchautoren unter die inhaltliche Kontrolle der SED und des Ministeriums für Kultur gestellt. Hier war – wie schon im Nationalsozialismus – die im Filmsystem neu geschaffene Position des Dramaturgen für eine inhaltliche Kontrolle und reibungslosen Ablauf der Stoffentwicklung zuständig (Szczepanik, 2013, S. 85f; Scholz, 2014, S. 298f).

Im nationalsozialistischen Deutschland war die Berufsausübung der deutschen Drehbuchautoren tiefgreifenden ideologischen Eingriffen ausgesetzt gewesen. Drehbuchautoren wurden im Sinne der „Volksgemeinschaft“ gleichgeschaltet und der rassistisch-völkisch ausgerichteten NS-Kulturpolitik unterstellt (Beyrau, 1994, S. 65f). Jüdische oder politisch nicht konforme Berufsvertreter wurden mit Berufsverboten belegt, inhaftiert, interniert und ermordet. Viele andere flohen in das europäische Ausland, von wo einige mittels

eines Rettungsvisums in die USA ausreisen konnten (Moeller, 1976, S. 676-714; Scholz, 2014, S. 298-327). Von 1933 bis 1945 wurden damit das kulturelle Leben und die filmästhetischen Er rungenschaften des Weimarer Expressionismus unwiederbringlich vernichtet. Die Emigration von etwa 250 deutschsprachigen Filmschaffenden nach Los Angeles wurde mit Hilfe des *European Film Fund* oder dem *Emergency Rescue Committee* finanziert. So konnten sich Drehbuchautoren wie George Froeschel, Felix Jackson (Joachimson) oder Jan Lustig einen einjährigen Rettungsvertrag bei einem Hollywood-Studio sichern (Scholz, 2012, S. 61-67; Horak, 1986, S. 6-8; Johnson, 1976, S. 135-146).

Im Professionalisierungsprozess war die Zeit des Nationalsozialismus für den Drehbuchautorenberuf, obwohl weiterhin auf zumindest technisch hohem Niveau großbetrieblich produziert wurde, eine Phase der De-Professionalisierung. Die vormals freie Berufsvertretung *Verband deutscher Film Autoren* (gegründet 1919) wurde in der Reichsschrifttumskammer gleichgeschaltet und berühmte Kulturschaffende des Weimarer Kinos mit Berufsvertretern aus der zweiten Reihe ersetzt. Regimekonforme Drehbuchautoren wie Thea von Harbou, Felix Lützkendorf oder Erich Ebermayer stehen für jene politisch loyalen Gesinnungsgenossen Hitlers, die ihre Karriere seit 1933 weiter voranbringen konnten und von der Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Kulturschaffenden profitierten. Andere wie Erich Kästner, der unter dem Pseudonym Bertold Bürger als Filmautor arbeitete, und Vertreter wie Frank Thieß zogen die Flucht in die „Innere Emigration“ vor (Zimmermann, 2012, S. 53; Kroll, 2012, S. 13f; Tornow, 1998, S. 11f; Van Linthout, 1998, S. 65f).

Nachdem die sogenannte „Arisierung“ und „Entjudung“ der Reichskulturkammern Ende der 1930er-Jahre vollzogen war, konzentrierte sich Goebbels auf die Kontrolle der Ausbildung der Filmschaffenden (Sösemann, 2002, S. 56; Dahm, 1986, S. 65-80; Dahm, 2004, S. 50f; Barbian, 2012, S. 66f). Für die professionelle Qualifizierung der Filmschaffenden in Deutschland plante Goebbels seit 1938 die *Deutsche Filmakademie*, die ideologisch geschulten und politisch konformen Filmnachwuchs hervorbringen sollte. Die Vor- und Nachzensur des Filmsektors war bereits institutionalisiert und mit der Kontrolle der Filmbildung, die auch die Drehbuchau-

toren erfasste, wäre damit ein weiterer wichtiger Bereich der autonomen Berufsausübung unter staatliche Ägide geraten (Welch & Winkel, 2007, S. 19-21; Slansky, 2011, S. 123-128). Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhinderte zwar das überdimensionierte Hochschulprojekt, allerdings wurde das Problem der Vergütungshöhe der Drehbuchautoren bis 1944 weiter in Ausschüssen diskutiert. Angedacht war, dass die Honorarhöhe in einem landesweit gültigen Drehbuchautorennormalvertrag festgelegt werden sollte (Reichsschrifttumskammer, 1945). Ein allgemeingültiger Vergütungsvertrag für Drehbuchautoren nach Vorbild der Mindestvergütungsregeln der US-Drehbuchautoren kam jedoch vor Kriegsende nicht mehr zustande und wurde auch in der Bundesrepublik seit 1949 erst einmal nicht weiter berufs- und standespolitisch thematisiert.

In der DDR hingegen wurde die Vergütung der Drehbuchautoren und ihre Erfolgshonorare im *Rahmenvertrag für Filmautoren* seit 1955 festgehalten, der 1974 von den *Allgemeinen Bedingungen für Filmautorenleistungen* abgelöst wurde (Haupt, 2005, S. 153f, 172f). Besonders durch die zentrale Steuerung der Ausbildung von Filmschaffenden in der DDR und die aufgewertete Rolle des Dramaturgen wurde parallel die berufliche Autonomie der Drehbuchautoren zunehmend eingeschränkt. Obwohl finanzielle Anreize des Prämien- und Honorarsystems diesen Verlust an Selbstbestimmung stellenweise ausgleichen konnten, wurde die professionelle Entwicklung des Drehbuchautors und damit auch die der Filmproduktion in der DDR zurückgeworfen (Schönemann, 1990, S. 71-80; Scholz, 2014, S. 311-320). Die bundesrepublikanischen Berufsvertreter orientierten sich erst seit den 1980er-Jahren wieder an berufsförmigen organisationshistorischen Traditionen und verglichen sich zunehmend mit der *Writers' Guild of America* und deren arbeits- und vertragsrechtlichen Errungenschaften. Seit den 1990er-Jahren wurden durch den 1991 neugegründeten *Verband*

Für die professionelle Qualifizierung der Filmschaffenden in Deutschland plante Goebbels seit 1938 die Deutsche Filmakademie, die ideologisch geschulten und politisch konformen Filmnachwuchs hervorbringen sollte.

deutscher Drehbuchautoren und auf europäischer Ebene durch die *Federation of Screenwriters in Europe* berufspolitische Forderungen nachdrücklich durch das *Screenwriters Manifesto* aus dem Jahr 2007 artikuliert (Federation of Screenwriters Europe, 2007).

Mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg hatten die Drehbuchautoren in Hollywood ebenso mit politischen Einflussnahmen zu kämpfen (Koppes, 1999, S. 262f). Nach dem Krieg wurden Drehbuchautoren durch die von Senator Joseph McCarthy 1947 initiierte antikommunistische Hetzkampagne sowie im Zuge der Blockkonfrontation sogar politisch verfolgt (Fried, 1997, S. 1-7; Ceplair & Englund, 2004, S. 1-10). Jene Welle der *Red Scare* sollte die angebliche

kommunistische Unterwanderung Hollywoods beweisen (Ceplair & Englund, 2004, S. 20-45; Schwartz, 1982, S. 26-40). Drehbuchautor Dalton Trumbo beschrieb die Auswirkungen des *McCarthyismus* auf die zur Zielscheibe geratenen Drehbuchautoren als folgenreich und nachhaltig. Er schlussfolgerte, McCarthys Untersuchungsausschüsse hätten für viele den Verlust ihrer beruflichen wie wirtschaftlichen Existenz bedeutet (Trumbo, 1957, S. 385). Der Untersuchungsausschuss gegen kommunistische Umtriebe (*House of Un-American Activities Committee*) befragte Filmschaffende nach ihrer politischen Gesinnung und Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei. Die sogenannten *Hollywood Ten*⁵ wurden vor den Ausschuss vorgeladen und sollten ihre politische Loyalität in öffentlichen Schauprozessen beweisen. Unter ihnen waren auch Drehbuchautoren, die in der *Screen Writers Guild* aktiv und links-liberal eingestellt waren. Die Folgen der Untersuchungsausschüsse waren Berufsverbote durch schwarze Listen und im Fall der nicht kooperierenden Zeugen, also der *Unfriendly Witnesses*, auch Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr. Einschneidend war außerdem das Verbot der Namensnennung im Vor- und Abspann für die Betroffenen, die nun auch keine Preise mehr

⁵ Zu den *Hollywood Ten* gehörten Lester Cole, Ring Lardner Jr., John Howard Larson, Dalton Trumbo, Alvah Bessie,

Herbert Biberman, Albert Maltz, Samuel Ornitz und Adrian Scott.

entgegennehmen konnten. Viele flohen während dieser Zeit nach Mexiko, um unter Pseudonym zu schreiben oder wanderten nach Europa aus (Humphries, 2010, S. 63; Poe, 1957, S. 267f; Prime, 2014, S. 1-11).

Zusammenfassung

Im Beitrag wurde die historische Professionalisierungsforschung als heuristisches Konzept auf die Berufs- und Professionalisierungsgeschichte moderner kreativer Berufsgruppen erweitert. Im Sinne einer Sozial- und Kulturgeschichte der Berufe werden die vielfältigen professionellen Strategien und Wandlungsprozesse einer Profession im gesellschaftspolitischen Kontext verortet und zugleich in transfer- und/oder globalgeschichtliche Entwicklungen eingebettet. Das vorgestellte Konzept stellt so einen hilfreichen Interpretationsrahmen einer vergleichenden Betrachtung des Drehbuchautorenberufs zur Verfügung, welcher fallspezifisch modifiziert generell auch auf andere symbol- und wissensverarbeitenden Berufe im kulturellen Sektor angewendet werden kann.

Die vorgestellten Ergebnisse zeigen, dass der Professionalisierungsprozess der Drehbuchautoren einiges mit industriellen Professionen wie den Ingenieuren und Technikern gemeinsam hatte. Wie die technisch-wissenschaftlichen Berufe gründeten sie berufliche Interessenvertretungen und radikalisierten ihre Professionalisierungsstrategien in der Zwischenkriegszeit, indem sie mit der Gewerkschaftsbewegung zusammenarbeiteten.

Im Fall der Drehbuchautoren konkurrierten so gewerkschaftlich-kollektive Strategien mit freiberuflich-künstlerischen Berufsvorstellungen. Entsprechend wurde die Professionalisierung der Drehbuchautoren von Kämpfen zwischen verschiedenen berufsständischen Interessenvertretungen begleitet, was zugleich die enge ökonomische und politische Verzahnung der beruflichen Interessen offenbart.⁶

Drehbuchautoren können so als Angehörige der betrieblichen Mittelschichten verstanden werden, die ausgeprägte bildungsbürgerliche Elemente in eine betriebsförmige Tätigkeit einschreiben. Das bedeutet auch, dass Exklusions- und Distinktionsmechanismen, wie die Trennungslinie zwischen Arbeitern (*Blue Collar*) und Angestellten (*White Collar*), fortlebten. Jene „Kragenlinie“ war zwar in Deutschland deutlich stärker eingezogen, allerdings entwickelten die Drehbuchautoren hier ebenso eine gewerkschaftliche Tradition, die bis heute weniger im Spielfilmbereich, sondern vor allem im öffentlich-rechtlichen Rundfunk mit seinen kollektiven Tarifverträgen nachwirkt. In den USA etablierte sich zusätzlich schon seit den 1930er-Jahren der Mechanismus des Arbeitskampfes. Schlussendlich macht die Geschichte des Drehbuchautorenberufs damit auf wichtige Facetten der Ausdifferenzierung, Professionalisierung und gesellschaftspolitischen Kontextuierung von modernen Kreativ- und Medienberufen im 20. Jahrhundert aufmerksam und trägt damit ihren Teil zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der Medienkulturindustrie insgesamt bei.

⁶ In Hollywood konkurrierte die berufsständische Vertretungsorganisation *Screen Actors' Guild* 1936 bis 1938 mit der *Screen Writers' Guild* und im Deutschland der Zwischenkriegszeit die *Spitzenorganisation der Filmwirtschaft* (SPIO) mit dem

1919 gegründeten *Verband deutscher Filmautoren* und der gewerkschaftlich organisierten *Dachorganisation der filmschaffenden Künstler Deutschlands* (DACHO).

Bibliographie

- Banks, M.J. (2010). The Picket Line Outline. Creative Labor, Digital Activism, and the 2007-08 Writers Guild of America Strike. In: *Popular Communication*, 8 (1), S. 20-33.
- Barbian, J.-P. (2010). *Literaturpolitik im NS-Staat*. Von der „Gleichschaltung“ bis zum Ruin. Frankfurt a. M.
- Bell, D. (1988). *The End of Ideology*. Cambridge, London.
- Beyrau, D. (1994). Bildungsschichten unter totalitären Bedingungen. Überlegungen zu einem Vergleich zwischen NS-Deutschlands und der Sowjetunion unter Stalin. In: *Archiv für Sozialgeschichte*, 34, S. 35-54.
- Birkner, T. (2011). Journalismus – eine Profession, die keine ist. In: *medien & zeit*, 26 (2), S. 49-58.
- Borchert, J. (2003). *Die Professionalisierung der Politik*. Zur Notwendigkeit eines Ärgernisses. Frankfurt a. M.
- Brauerhoch, A. (1991). Zwischen Literatur und Fernsehen. Konzepte des Autorenfilms. DFG-Sonderforschungsbereich 240 „Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien. Schwerpunkt: Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland“. In: *Arbeitshefte Bildschirmmedien*, 28.
- Brennert, Hans. (1916). Kinometerdichter. In: Mack, M. (Hrsg.), *Die zappelnde Leinwand*. Berlin, S. 19-28.
- Burrage, M., Jarausch, K. & Siegrist, H. (1990). An Actor-Based Framework for the Study of the Professions. In: Burrage, M. & Torstendahl, R. (Hg.), *Professions in Theory and History. Rethinking the Study of Professions*. London, u.a., S. 203-225.
- Ceplair, L. & Englund, S. (2004). *The Inquisition in Hollywood*. Politics in the Film Community 1930-60. 4. Aufl. Urbana, Chicago.
- Conor, B. (2010). „Everybody’s a Writer“. Theorizing Screenwriting as Creative Labour. In: *Journal of Screenwriting*, 1 (1), S. 27-43.
- Conor, B. (2014). *Screenwriting*. Creative Labour and Professional Practice. London.
- Corrigan, T. (2004). Auteurs and the New Hollywood. In: Simpson, P. & Utterson, A. (Hrsg.), *Critical Concepts in Media and Cultural Studies*. Bd. 2, Film Theory. London, New York, S. 82-102.
- Dahm, V. (1986). Anfänge und Ideologie der Reichskulturkammer. Die „Berufsgemeinschaft“ als Instrument kulturpolitischer Steuerung und sozialer Reglementierung. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 34 (1), S. 53-84.
- Dahm, V. (2004). Künstler als Funktionäre. Das Propagandaministerium und die Reichskulturkammer. In: Sarkowicz, H. (Hrsg.), *Hitlers Künstler*. Die Kultur im Dienst des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., Leipzig, S. 75-109.
- Decherney, P. (2005). *Hollywood and the Culture Elite*. How Movies Became American. New York.
- Decherney, P. (2012). *Hollywood’s Copyright Wars*. From Edison to the Internet. New York.
- Federation of Screenwriters in Europe (2006). *First Conference of European Screenwriters in Thessaloniki*, 21.-22.11.2006. Abgerufen von http://www.scenaristes.org/pdfs/textconf2006_HR.pdf, Zugriff am 4.4.2015.
- Fine, R. (1993). *West of Eden*. Writers in Hollywood 1928-40. 2. Aufl. Washington, London.
- Florida, R.L. (2012). *The Rise of the Creative Class – Revised*. 10th Anniversary Edition. Revised and Expanded. New York.
- Fried, A. (1997). *McCarthyism*. The Great American Red Scare. A Documentary History. Oxford u.a.
- Gispén, K. (1999). Die Patentgesetzgebung in der Zeit des Nationalsozialismus und in den Anfangsjahren der Bundesrepublik Deutschland. In: Boch, R. (Hrsg.), *Studien zur Technik-, Wirtschafts-, und Sozialgeschichte*. Bd. 11: Patentschutz und Innovation in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt a. M., S. 85-99.
- Haupt, S. (2005). *Urheberrecht und DEFA-Film*. Berlin.
- Heidenreich, M. (1999). Berufskonstruktion und Professionalisierung. Erträge der soziologischen Forschung. In: Apel, H.J. (Hrsg.), *Professionalisierung pädagogischer Berufe im historischen Prozess*. Bad Heilbrunn, S. 35-58.
- Horak, J.-C. (1986). *Fluchtpunkt Hollywood*. Eine Dokumentation zur Filmemigration nach 1933. 2. Aufl. Münster.
- Humphries, R. (2010). *Hollywood’s Blacklist*. A Political and Cultural History. 2. Aufl. Wiltshire.

- Jacobs, M. (2003). Inflation. „The Permanent Dilemma“ of the American Middle Classes. In: Zunz, O., Schoppa, L. & Hiwatari, N. (Hrsg.), *Social Contract Under Stress*. The Middle Classes of America, Europe, and Japan at the Turn of the Century. New York, S. 130-153.
- Jarausch, K. (1995). Die unfreien Professionen. Überlegungen zu den Wandlungsprozessen im deutschen Bildungsbürgertum 1900-1955. In: Kocka, J. (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*. Deutschland im europäischen Vergleich. Bd. 2: Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger. Göttingen, S. 200-220.
- Jaszi, P. (1991/92). On the Author Effect. Contemporary Copyright and Collective Creativity. In: *Cardozo Arts and Entertainment Law Journal*, 10 (2), S. 293-320.
- Jazbinsek, D. (2000). *Kinometerdichter*. Karrierepfade im Kaiserreich zwischen Stadtforschung und Stummfilm. Mit Filmessays von Arno Arndt, Alfred Deutsch-German, Edmund Edel, Hans Hyan, Felix Salten und Walter Turszinsky. Schriftenreihe der Forschergruppe „Metropolenforschung“. Berlin.
- Johnson, B.E. (1976). Der European Film Fund und die Exilschriftsteller Hollywood. In: Spalek, J.M. & Strelka, J. (Hrsg.), *Deutschesprachige Exilliteratur seit 1933*. Bd. 1: Kalifornien, Tl. 1. Bern, S. 135-146.
- Kasten, J. (1990). Film schreiben. Eine Geschichte des Drehbuchs. Wien.
- Kasten, J. (1997). Der Drehbuchautor als filmhistorisches Problem. In: Frankfurter, B. (Hrsg.), *Carl Mayer*. Im Spiegelkabinett des Dr. Caligari. Wien, S. 147-153.
- Kocka, J. (1977). *Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie*. Zur politischen Sozialgeschichte der Angestellten: USA 1890-1940 im internationalen Vergleich. Göttingen.
- Koppes, C. R. (1999). Regulating the Screen. The Office of War Information and the Production Code Administration. In: Schatz, T. (Hrsg.), *Boom and Bust*. American Cinema in the 1940s. Bd. 6. 2. Aufl. Berkeley u.a., S. 262-284.
- Kroll, F.-L. (2012). Intellektueller Widerstand im Dritten Reich. Möglichkeiten und Grenzen. In: Kroll, F.-L. & Voss, R.v. (Hrsg.), *Schriftsteller und Widerstand*. Facetten und Probleme der „Inneren Emigration“. Göttingen, S. 13-44.
- Krzeminski, M. (2002). Professionalität in den Medienberufen. Zur Einführung. In: Krzeminski, M. (Hrsg.), *Professionalität und Kommunikation*. Medienberufe zwischen Auftrag und Autonomie. Lutz Huth zum 60. Geburtstag. Köln, S. 12-28.
- Kutsch, A. (2008). Journalismus als Profession. Überlegungen zum Beginn des journalistischen Professionalisierungsprozesses in Deutschland am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Blome, A. & Böning, H. (Hrsg.) (2008), *Presse und Geschichte*. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung. Bremen, S. 289-326.
- Kutsch, A. (2010). Professionalisierung durch akademische Ausbildung. Zu Karl Büchers Konzeption für eine universitäre Journalistenausbildung. In: Eberwein, T. & Pöttker, H. (Hrsg.), *Journalismus und Öffentlichkeit*. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. Festschrift für Horst Pöttker. Wiesbaden, S. 427-457.
- Loughney, P. (1997). From „Rip Van Winkle“ to „Jesus of Nazareth“. Thoughts on the Origins of the American Screenplay. In: *Film History*, 9 (3), S. 277-289.
- Lovell, H. & Carter, T. (1955). *Collective Bargaining in the Motion Picture Industry*. West Coast Collective Bargaining Systems. Berkley.
- Marmont, P. (1921). Royalties for Photodramatists. In: *The Photoplaywright*, 3 (1), S. 4.
- Moeller, H.-B. (1976). Exilautoren als Drehbuchautoren. In: Spalek, J.M. & Strelka, J. (Hrsg.), *Deutsche Exilliteratur seit 1933*. Bd. 1: Kalifornien, Tl. 1. Bern, München, S. 676-714.
- Müller, F. (1912/13). Kinodichter. In: *Bild und Film*, 13 (1), S. 2-3.
- Müller-Jentsch, W. (2008). *Arbeit und Bürgerstatus*. Studien zur sozialen und industriellen Demokratie. Wiesbaden.
- Poe, E. (30.3.1957). Credits and Oscars. In: *Nation*, S. 267-269.
- Prime, R. (2014). *Hollywood Exiles in Europe*. The Blacklist and Cold War Film Culture. Piscataway.
- Prinz, M. (1995). Etappen historischer Angestelltenforschung in Deutschland 1900-1960. In: Hurrell, G., Jelich, F.-J. & Seitz, J. (Hrsg.), *Geschichte und Zukunft der industriellen Arbeit*. Bd. 5: Arbeiter, Angestellte – Begriffe der Vergangenheit? Marburg, S. 11-23.
- Reber, N. (2006). „Gemeinsame Vergütungsregelungen“ in den Guild Agreements der Film- und Fernsehbranche in den USA. Ein Vorbild für Deutschland Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht.

- In: *Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht*, 55 (1), S. 9-16.
- Reber, N. (2008). Beteiligung der Kreativen an neuen Medien aus Sicht des Streiks der Drehbuchautoren in den USA 2007/2008. In: *Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht*, (57) 10, S. 798-806.
- Reckwitz, A. (2012). *Die Erfindung der Kreativität*. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin.
- Reichsschrifttumskammer (1945). Briefwechsel und Diskussion um Normalvertrag für Filmschriftsteller. In: *Bundearchiv Berlin*, Signatur: BAArch R-56 V/179.
- Scheideler, B. (1997). Zwischen Beruf und Berufung. Zur Sozialgeschichte der deutschen Schriftsteller von 1880 bis 1933. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Sonderdruck 46.
- Schmige, H. (2007). Mit den Entscheidern verhandeln. In: *Script*, S. 7-8.
- Scholz, J. (2012). Deutsche Drehbuchautoren in Hollywood (1933-1945). In: Löhr I., Middell, M. & Siegrist, H. (Hrsg.), *Europäische Geschichte in Quellen und Essays*. Bd. 2: Kultur und Beruf in Europa. Stuttgart, S. 61-67.
- Scholz, J. (2014). Professionalisierung des Drehbuchautors. Hollywood und das kommunistische Europa im Vergleich. In: Müller, D. & Siegrist, H. (Hrsg.), *Professionen, Eigentum und Staat*. Europäische Entwicklungen im Vergleich – 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen, S. 298-327.
- Schönemann, S. (1990). Stoffentwicklung im DEFA-Studio für Spielfilme. In: Blunk, H. & Jungnickel, D. (Hrsg.), *Filmland DDR*. Ein Reader zu Geschichte, Funktion und Wirkung der DEFA. Köln, S. 71-81.
- Schwartz, N.L. (1982). *The Hollywood Writer's Wars*. New York.
- Screen Writers' Guild Inc. & Produzenten (1.5.1942). Producer-Screen Writers' Guild Inc. Minimum Basic Agreement of 1942. In: *Margaret Herrick Library Los Angeles*, Signatur: Pam 892.
- Seckelmann, M. (2006). *Industrialisierung, Internationalisierung und Patentrecht im Deutschen Reich 1871-1914*. Recht in der Industriellen Revolution Bd. 2. Frankfurt a. M.
- Siegrist, H. (1988). Bürgerliche Berufe: Die Professionen und das Bürgertum. In: Siegrist, H. (Hrsg.), *Bürgerliche Berufe*. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen, S. 11-50.
- Siegrist, H. (1990). Professionalization as a Process. Patterns, Progression and Discontinuity. In: Buggage, M. & Torstendahl, R. (Hrsg.), *Professions in Theory and History*. Rethinking the Study of Professions. London u.a., S. 177-202.
- Siegrist, H. (2001). Professionalization/Professions in History. In: Smelser, N.J. & Baltes, P.B. (Hrsg.), *International Encyclopedia of Social and Behavioural Sciences*. Bd. 18. Oxford, S. 12154-12160.
- Siegrist, H. (2003). From Divergence to Convergence. The Divided German Middle Class, 1945-2000. In: Zunz, O., Schoppa, L. & Hiwatari, N. (Hrsg.), *Social Contract Under Stress*. The Middle Classes of America, Europe, and Japan at the Turn of the Century. New York, S. 21-46.
- Siegrist, H. (2014). Professionelle Autonomie in der modernen Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur. In: Müller, D. & Siegrist, H. (Hrsg.), *Professionen, Eigentum und Staat*. Europäische Entwicklungen im Vergleich – 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen, S. 15-38.
- Slansky, P.C. (2011). *Filmhochschulen in Deutschland*. Geschichte – Typologie – Architektur. München.
- Sösemann, B. (Hrsg.). (2002). *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft*. Einführung und Überblick. Stuttgart, München.
- Staiger, J. (1982). Dividing Labour for Production Control. Thomas Ince and the Studio System. In: Kindem, G.A. (Hrsg.), *The American Movie Industry*. The Business of Motion Pictures. Carbondale, Edwardsville, S. 94-103.
- Stempel, T. (1991). *Framework*. A History of Screenwriting in the American Film. 3. Aufl. New York.
- Szczepanik, P. (2013). How Many Steps to the Shooting Script? A Political History of Screenwriting. In: *luminace*, 25 (3), S. 73-98.
- Tornow, I. (1998). *Erich Kästner und der Film*. München.
- Trebesius, D. (2012). *Komponieren als Beruf*. Frankreich und die DDR im Vergleich 1950-1980. Göttingen.
- Trumbo, D. (4.5.1957). Blacklist = Blackmarket. In: *Nation*, S. 383-387.
- Van Linthout, I. (2012). *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik*. Berlin, Boston.
- Welch, D. & Winkel, R.V. (2007). Europe's New Hollywood? The German Film Industry Under Nazi Rule 1933-45. In: Winkel, R.V. & Welch, D. (Hrsg.), *Cinema and the Swastika*. The International Expansion of Third Reich. Houndmills u.a., S. 6-24.

- Welskopp, T. (2004). Der Wandel der Arbeitsgesellschaft als Thema der Kulturwissenschaften – Klassen, Professionen und Eliten. In: Jaeger, F. & Rüsen, J. (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart, Weimar, S. 225-246.
- Wheaton, C.D. (1974): *A History of the Screen Writers' Guild (1920-42)*. The Writers' Quest for a Freely Negotiated Basic Agreement. Diss. University Ann Arbor, Michigan.
- Wilensky, H.L. (1964). The Professionalization of Everyone? In: *American Journal of Sociology*, 70 (2), S. 137-158.
- Wilson, J. (1991). When Hollywood Strikes. In: *Labor Law Journal*, 41 (10), S. 693-704.
- Zimmermann, H.D. (2012). „Innere Emigration“. Ein historischer Begriff und seine Problematik. In: Kroll, F.-L. & Voss, R.v., (Hrsg.), *Schriftsteller und Widerstand*. Facetten und Probleme der „Inneren Emigration“. Göttingen, S. 45-63.

Juliane SCHOLZ

ist Kultur- und Medienwissenschaftlerin. Sie war von Oktober 2013 bis April 2015 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. 2014: Promotion zum Dr. phil. mit der Dissertationsschrift *Geschichte des Drehbuchautors in den USA und in Deutschland* an der Universität Leipzig. 2010-2013: Promotionsstipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes e. V. und Mitglied der Graduate School „Global and Area Studies“ an der Research Academy Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Moderne, Professionalisierung, Medienkulturgeschichte und Exil und Migration.

Aktuelle Publikationen:

- Scholz, J. (2012). Deutsche Drehbuchautoren in Hollywood (1933-1945). In: Löhr I., Middell, M. & Siegrist, H. (Hg.), *Europäische Geschichte in Quellen und Essays*. Bd. 2, Kultur und Beruf in Europa. Stuttgart, S. 61-67.
- Scholz, J. (2014). Professionalisierung des Drehbuchautors. Hollywood und das kommunistische Europa im Vergleich. In: Müller, D. & Siegrist, H. (Hrsg.), *Professionen, Eigentum und Staat*. Europäische Entwicklungen im Vergleich – 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen, S. 298-327.

Professioneller Journalismus dank Professionenbildung auch im 21. Jahrhundert?

Edzard Schade

Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur

Abstract

Der Beitrag greift das virulente Problem der publizistischen Qualitätssicherung auf und schlägt vor, das etwas angestaubte berufssoziologische Konzept der Professionalisierung als Ansatz zur kollektiven Durchsetzung von Qualitätsnormen in der Arbeitswelt zu reaktualisieren. Am Beispiel der langfristigen Professionalisierungserfolge und Entprofessionalisierungstendenzen im schweizerischen Medienbereich werden Stärken und Grenzen des klassischen Professionalisierungskonzepts erfasst. Aus der Analyse geht hervor, wie mit der anhaltenden Ausdifferenzierung der Medienangebote, der Ökonomisierung wichtiger Marktsegmente und der Innovationsdynamik digitaler Wertschöpfungsketten zentrifugale Kräfte freigesetzt werden, die eine Professionenbildung erschweren. Die verorteten Professionalisierungsdefizite werden als Hinweise genutzt, wo und wie eine innovative und visionäre Reaktualisierung des Professionalisierungskonzepts anzusetzen hat: mit Maßnahmen (1) zur Sicherung des sozialen Kontextes für eine integrale Professionalisierung, (2) gegen Entprofessionalisierung durch Entspezialisierung, (3) zur Erhöhung der Verbindlichkeit professioneller Regeln und (4) zur Stärkung altruistischer Handlungsmotive.

Der aktuelle, tiefgreifende Strukturwandel der Medienlandschaft zwingt die Anbieter journalistischer Produkte und Dienstleistungen, andauernd, mal mit größerer, mal mit kleinerer Risikobereitschaft, nach neuen Umsatz- und Gewinnmöglichkeiten zu suchen. Für Medienanbieter ist es über kurz oder lang von existenzieller Bedeutung, neue Einnahmequellen und Wettbewerbsvorteile zu schaffen. Schon sind manche ehemals etablierte Medienorganisationen zu Verlierern geworden, da ihre Position auf den Werbe-, Nutzer- oder Personalmärkten erodierte, manche sind bereits ganz vom Markt verschwunden. Gleichzeitig führte gerade in der Schweiz ein im Medienbereich bislang nicht für möglich gehaltener Konzentrationsprozess dazu, dass wenige Anbieter zu großen Siegern wurden (Kamber & Imhof, 2010; Wyss, Studer & Zwysig, 2012, S. 14ff; Kamber, 2012; Künzler, 2013; Studer, Schweizer, Puppis & Künzler, 2014).

Was der beobachtbare Trend hin zu horizontaler, vertikaler und auch konglomerater Medienkonzentration (Heinrich, 2001, S. 122; Puppis, 2007, S. 275; Lange, 2008, S. 336ff; Kamber & Imhof, 2010, S. 16) für die Medienkonsumenten, also die Rezipienten, bedeutet, wird kontrovers debattiert. Die verbliebenen Anbieter

argumentieren gerne, ihre Unternehmensgröße und Umsatzstärke würden publizistische Qualität begünstigen. Zahlreiche empirische publizistikwissenschaftliche Studien konstatieren jedoch Tendenzen der Entprofessionalisierung und des Qualitätsverlusts publizistischer und insbesondere journalistischer Medienangebote (u.a. Imhof, Blum, Bonfadelli & Jarren, 2013; Fög, 2010, 2011, 2012, 2013; Kamber & Imhof, 2010; Neuberger, Nuernbergk & Rischke, 2009; Quandt & Schweiger, 2008; Reiter & Ruß-Mohl, 1994). Auch für die Medienschaffenden erweist sich der Medienwandel im Internetzeitalter als zumindest ambivalent: Beispielsweise verweisen neue Arbeitsmöglichkeiten bei Internetdiensten oder im Zuge von Konvergenz hybridisierte Anforderungs- und Kompetenzprofile auf Chancen, rationalisierte Wertschöpfungsprozesse und gewinnoptimierte Wertschöpfungsketten hingegen eher auf schrumpfende Spielräume insbesondere für qualitätsorientierte Medienschaffende (Kramp, 2013; Sadrozinski, 2013).

Der Medienwandel und die eng damit verknüpfte Qualitätsfrage werden offensichtlich je nach Betrachtungsperspektive unterschiedlich, ja teilweise gegensätzlich gedeutet und beantwortet: Wirtschaftsliberale Heilserwartungen können

umgehend auf öffentlichkeitssoziologische Untergangsszenarien oder auf regulierungsfreudige Lösungskonzepte treffen. Und so überrascht es kaum, dass an die staatliche Medienpolitik ganz unterschiedliche Erwartungen gerichtet werden. Der Forderungskatalog reicht von einem Laissez-faire über den Rückbau des Public Service bis hin zum Ausbau direkter Medienförderung (Scheu, 2015; Kappes, Krone & Novy, 2014; Kleinstenberger & Nehls, 2011; Lange, 2008, S. 288ff).

Der vorliegende Beitrag greift die auch im aktuellen Medienwandel virulente Frage auf, ob die publizistische Qualitätssicherung als eine rein unternehmerische oder auch als eine gesellschaftspolitische Aufgabe begriffen werden sollte. Der Forschungsstand legt es nahe, publizistische Qualität als ein wichtiges medien- und gesellschaftspolitisches Ziel zu fördern. Das führt weiter zur Frage, ob dieses Ziel mit Hilfe von Regulierungsmaßnahmen verfolgt werden soll. Im Beitrag wird nicht der „Regulierungspfad“ eingeschlagen, sondern nach einem alternativen Ansatz gesucht. Die Lösungssuche orientiert sich am liberalen Grundsatz, dass Qualität idealerweise durch eine entsprechende Selbstorganisation der Produzenten und Anbieter gesichert wird, aber auch an der Erkenntnis, dass der Erfolg von Qualitätssicherung durch staatliche Regulierung und Co-Regulierung gefördert werden kann (u.a. Jarren, Weber, Donges, Dörr, Künzler & Puppis, 2002; Puppis, Künzler, Schade, Donges, Dörr, Ledergerber & Vogel, 2004; Puppis, 2009; Wenzel, 2012).

Gesucht ist also ein Ansatz der Qualitätssicherung, der vom Prinzip der Selbstorganisation ausgeht, aber die Selbstverpflichtung durch selektive Vernetzungen zur Gesellschaft und Politik zusätzlich mit Verbindlichkeit imprägniert. Dieses Suchprofil führt zum berufssoziologischen Konzept der Professionalisierung, das die Durchsetzung von Qualitätsnormen in der Arbeitswelt als kollektive (Professionen als organisiertes Kollektiv) und letztlich gesellschaftliche Leistung begreift (Goode, 1957; Krzeminski, 2002; Lamnek, 1999, 2002; Tenscher, 2003; Stichweh, 2005; Kepplinger, 2011, S. 226ff; Offerhaus, 2011, S. 50ff). Der soziologische Ansatz verfügt bezüglich der Qualitätssicherung über ein spezifisches Erkenntnispotenzial, da er die Verknüpfungen und Beziehungen zwischen den Medienschaffenden, den Medien als Arbeitgeber, der Politik, der Wissenschaft und der breiten Öffentlichkeit zum Untersuchungsgegenstand macht. Das Konzept

der Professionalisierung liefert schließlich einen begrifflichen Rahmen, der es erlaubt, die publizistische Qualitätssicherung systematisch als gesellschaftspolitische Aufgabe zu diskutieren.

Der Beitrag will exemplarisch aufzeigen, über welches Analyse- und Erkenntnispotenzial das seit Ende des 19. Jahrhunderts auch für Medienberufe angewandte Konzept der Professionalisierung im jungen 21. Jahrhundert verfügt. Das theoretische Konzept der Professionalisierung bzw. Professionenbildung kann zugleich für empirische Ist-Analysen und die Herleitung von Entwicklungsszenarien (Soll-Werte) genutzt werden: zum einen für historische Berufsfeldanalysen im Kommunikations- und Medienbereich, die sich mit langfristigen Professionalisierungserfolgen und jüngeren Entprofessionalisierungstendenzen befassen, zum anderen für die Entwicklung visionärer Maßnahmen zur Förderung eines professionellen Qualitätsbewusstseins im Medienbereich.

Die Auseinandersetzung mit dem Professionalisierungskonzept erfolgt in drei Schritten:

Theorie: In einem ersten Schritt wird das berufssoziologische Konzept der Professionalisierung auf den Berufsbereich der Medienbranche übertragen. Im Rahmen dieser Spezifikation erfolgt auch eine Fokussierung auf sechs Kerndimensionen von Professionen und die Suche sowie wenigstens ansatzweise Operationalisierung von Analysekategorien (Indikatoren).

Historische Entwicklung: Eine Analyse der Professionalisierungsgeschichte verspricht angesichts deutlicher Parallelen zwischen dem heutigen Medienwandel und der Entwicklung vor gut hundert Jahren Erkenntnisgewinne. Damals galt Professionalisierung als Gegenmaßnahme der schon damals kritisierten Folgen von Ökonomisierung und Boulevardisierung. Die Professionenbildung des Journalismus wird mit einem knappen Blick in die vergangenen hundert Jahre und mit einer etwas ausführlicheren Darstellung der jüngeren Entwicklung beleuchtet. Dabei wird der Fokus darauf gerichtet, wie sich die Rahmenbedingungen für die Professionalisierung und Professionenbildung im Bereich der Medienberufe seit den 1980er-Jahren erschwert haben. Im Zentrum steht die Suche nach langfristigen Professionalisierungs- und jüngeren Desintegrations- und Entprofessionalisierungstendenzen.

Entwicklungsszenarien: Der Beitrag geht noch einen Schritt weiter als die grobe Ist-Analyse und fragt, wie die (auch bei anderen Professionen) beobachtbaren Desintegrationstendenzen (Stichweh, 2005) zu deuten und gegebenenfalls zu kontern sind: Wie kann den beobachtbaren Desintegrations- und Entprofessionalisierungstendenzen im Journalismus begegnet werden? Mit welchen Gegenmaßnahmen? Inwiefern könnte eine Reaktualisierung und Reformulierung des Professionalisierungskonzepts dazu beitragen, das Qualitätsbewusstsein als normative Grundlage im Berufsfeld Kommunikation und Medien zu stärken? Wo sind die Grenzen dieses Ansatzes?

Theorie: Sechs Kerndimensionen einer Profession

Das berufssoziologische Konzept der Professionalisierung bildet den theoretischen Ausgangspunkt der Analyse. Die in den 1930er- bis 1960er-Jahren blühende Berufssoziologie entwickelte ein wissenschaftliches Konzept zur Professionalisierung ganzer Berufsgruppen, das in der Praxis auf sehr breites Interesse stieß. Seit dem aufkommenden Neoliberalismus in den 1970er-Jahren und dem Zurückdrängen korporativer und staatlicher Einflüsse auf die einzelnen Unternehmen ist die Professionalisierungsdebatte deutlich abgeflacht und zumindest ein Stück weit durch Qualitätsdiskurse abgelöst worden (Stichweh, 2005, S. 36ff; Klatetzki, 2005, S. 280).

Dennoch ist Professionalisierung auch heute ein viel verwendeter Begriff, der kaum polarisiert – wer kann schon dagegen sein? In vielen Debatten bleibt jedoch unklar, was darunter verstanden wird. Von Professionalität ist häufig dann die Rede, wenn angezeigt werden soll, dass eine bestimmte Tätigkeit berufsmäßig und nicht amateur- oder laienhaft ausgeführt wird. Professionalisierung ist demzufolge ein Prozess der „Verberuflichung“ handwerklicher und insbesondere geistiger Tätigkeiten. In berufssoziologischer Perspektive werden jedoch Professionalisierung und Verberuflichung voneinander begrifflich abgegrenzt: Unter Beruf wird eine arbeitsteilig organisierte, spezialisierte Beschäftigung verstanden; eine Profession hingegen gilt als viel stärker spezialisiert, verwissenschaftlicht und in ihrer Aufgabenstellung ausgeprägt sozial orientiert (Hartmann, 1968). Der Medienwissenschaftler Michael Krzeminski liefert eine vielschichtige, aber dennoch bündige Definition:

„Mit Professionalität lässt sich eine durch Organisation, Ethik, Wissenschaft und Berufskultur in besonderer Weise qualifizierte Form der Berufsausübung bezeichnen, deren Standards durch Ausbildung und berufliche Sozialisation vermittelt und im Berufsleben habituell ausgeprägt werden.“

(Krzeminski, 2002, S. 19f)

Die Auswertung der wissenschaftlichen Literatur zur Professionalisierung (Goode, 1957; Requate, 1995, 2002; Krzeminski, 2002; Lamnek, 1999, 2002; Tenschler, 2003; Stichweh, 2005; Kepplinger, 2011, S. 226ff; Offerhaus, 2011, S. 50ff) zeigt, dass sich die Gewichtung der verschiedenen Professionalisierungsdimensionen im historischen Zeitverlauf zwar wiederholt veränderte, dass aber die Aspekte Gesellschaft und Wissenschaft stets eine zentrale Rolle spielten. Unbestritten erscheint, dass Professionalität in einem sozialen Kontext erworben bzw. erlernt und mit Unterstützung berufsspezifischer Organisationen weitervermittelt werden muss. Und die Wissenschaft kann das Streben nach einer solchen integralen Professionalisierung auf verschiedene Weise unterstützen. Die Untersuchung der Professionalisierung des Journalismus erfolgt anhand von sechs Dimensionen, die zusammen die Funktionalitäten einer integralen Professionalität beschreiben: (1) Organisation, (2) Ausbildung/Forschung, (3) Spezialisierung, (4) Ethik, (5) Gemeinwohlorientierung und (6) öffentliche Anerkennung. Bei der nachfolgenden Beschreibung dieser sechs analytischen Kerndimensionen werden auch Analysekatoren als Indikatoren von Professionalisierung abgeleitet.

Organisation

Mit dem Aufbau eigener Berufsorganisationen (Standesorganisation, Berufsverband, Gewerkschaft usw.) schaffen Berufsmitglieder die organisatorische Grundlage für eine möglichst weitgehende Selbstverwaltung. Dabei spielen folgende zwei Kernfunktionen eine herausragende Rolle: Eine Berufsorganisation muss eine eigene Disziplinargewalt ausüben und den Berufszugang zumindest mitregeln können.

Für die Dimension „Organisation“ lassen sich somit mehrere Professionalisierungsindikatoren ableiten. Grundlegende Hinweise liefert der *Organisationsgrad* in einem Berufsfeld. Es ist zu erwarten, dass ein ausgeprägter Organisationsgrad eine wichtige Voraussetzung für professionelle Autonomie und Selbstverwaltung bildet. Hinweis auf

eine *Disziplinargewalt* geben entsprechende institutionalisierte Regeln und Durchsetzungsprozesse in Berufsorganisationen. Ob es den zuständigen Berufsorganisationen gelingt, eine formal definierte Disziplinargewalt im Alltag praktisch umzusetzen, muss jedoch anhand konkreter Fälle analysiert werden. Die Kompetenz zur Regelung des *Berufszugangs* galt lange Zeit als ein Hauptziel von Professionenbildung. Aus gesellschafts-, aber auch medienpolitischer Sicht ist es jedoch zu begrüßen, dass der Journalismus und andere Medienberufe in demokratischen Gesellschaften mehr oder weniger frei zugänglich sind und somit in strenger Sicht keine Professionen bilden (Birkner, 2011, S. 50; Kepplinger, 2011, S. 248f). Tatsächlich kann die Monopolisierung der Berufszugangskontrolle zu einer eingeschränkten Innovations- und Anpassungsfähigkeit führen, was auch in Hinblick auf die Qualitätssicherung als dysfunktional betrachtet werden kann (Klatetzki, 2005, S. 279).

Ausbildung und wissenschaftliche Forschung

Professionalisierung hängt in hohem Maße von der Institutionalisierung einer spezifischen Ausbildung und fachwissenschaftlichen Forschung ab. Daran geknüpft ist die Möglichkeit zur Systematisierung und Weiterentwicklung berufsspezifischen Fachwissens. Eine hohe Qualität der berufsspezifischen Ausbildung bildet ein Hauptfundament einer Profession. Denn nur so kann erreicht werden, dass sich die Berufsmitglieder an einem systematischen Wissensfundament und einem gemeinsamen Qualitätsverständnis orientieren. Mit der Institutionalisierung von Ausbildungsgängen und Qualifikationsstufen wird schließlich die Möglichkeit geschaffen, über Prüfungen, Zertifikate usw. den Berufszugang zu regulieren. Die Verwissenschaftlichung der Ausbildung wirkt somit als Zugangskontrolle auf dem Arbeitsmarkt.

Schließlich schöpfen Professionen gerade aus einer rekursiven Verknüpfung mit der Wissenschaft fachliche und gesellschaftliche Legitimation. In modernen Gesellschaften lässt sich der Anspruch auf selbstbestimmtes berufliches Handeln vor allem mit dem Hinweis rechtfertigen, es basiere auf wissenschaftlich fundierter Rationalität (Klatetzki, 2005, S. 277). Professionen begreifen sich gewissermaßen als „Treuhänder kognitiver Rationalität“ (Wenzel, 2005, S. 52), denn sie nutzen von den Wissenschaften erzeugtes Wissen und

bleiben als Praktiker in die wissenschaftliche Forschung praxisorientierter „Anwendungswissenschaften“ eingebunden (Wenzel, 2005, S. 53).

Als grundsätzlich gut operationalisierbarer Indikator bietet sich die *Institutionalisierung berufsspezifischer Ausbildungsangebote* an. Im Sinne einer möglichst weitgehenden Selbstorganisation übernehmen Berufsorganisationen idealerweise eine Schlüsselrolle bei der Organisation von Aus- und Weiterbildungsangeboten. Eine enge Kooperation zwischen den Berufsorganisationen und dem Staat steht dazu nicht zwingend im Widerspruch. Entscheidend für Berufsorganisationen ist letztlich die Möglichkeit, auf die Inhalte und Selektions- und Bewertungsrichtlinien Einfluss nehmen zu können. Inwiefern ein *systematisches Wissensfundament* und ein *gemeinsames Qualitätsverständnis* entwickelt sind, kann mit Hilfe einer Analyse der berufsspezifischen Ausbildungsangebote und von Berufsfeldstudien erhoben werden. Hinweise auf eine *rekursive Verknüpfung von Profession und Wissenschaft* liefern eine systematische Auswertung des Forschungsstands in einem bestimmten Berufsfeld.

Spezialisierung

Die Weiterentwicklung von Fachwissen ist häufig verbunden mit einer Spezialisierung. Die seit der Neuzeit beschleunigt voranschreitende funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft lässt sich anhand der Ausbreitung des „Spezialistentums“ beobachten. Spezialisierung ermöglicht es, fachspezifische Kompetenz und damit Professionalität zu erhöhen. Negativ konnotierte Begriffe wie „Fachidiotismus“, „Fachidiot“ oder „Fachtrottel“ verweisen aber auch auf die Risiken einer Spezialisierung.

Der Grad der fachlichen *Spezialisierung* kann auf der operativen Ebene bei Produzenten und Anbietern medialer Informationsangebote beispielsweise an der inhaltlichen Ausdifferenzierung von Redaktionen (Fachredaktionen) und generell an der Arbeitsteilung innerhalb der Wertschöpfungskette abgelesen werden. Im Weiteren liefern die Ausbildungsgänge wichtige Hinweise auf eine mögliche berufliche Spezialisierung.

Ethik

Ethischen Normen kommen in Berufsorganisationen nach innen und außen gerichtete Funktionen zu. Die Orientierung an gemeinsamen Normen fördert die Ausbildung einer spezifischen

Identität der „Professional Community“ (Goode, 1957, S. 194). Die Gruppenidentität als Profession bildet die Basis für ein selbstbewusstes Auftreten in der Gesellschaft.

Die Formulierung und Durchsetzung eigener Ethik-Kodizes (Berufsethik, Ehren-Kodizes, Verhaltensrichtlinien usw.) erlauben es einer Berufsorganisation, allfällige Forderungen von außen nach Fremdkontrolle offensiv abzuwehren und eine glaubwürdige „Kommunikation von Vertrauen“ zu betreiben (Wenzel, 2005, S. 61). Nur so kann der Anspruch auf Selbstorganisation und selbstbestimmtes berufliches Handeln gesellschaftlich abgesichert werden.

Verschiedene Indikatoren können Hinweise auf die *Orientierung an gemeinsamen ethischen Normen* geben. In einem ersten Schritt stellt sich die Frage, ob überhaupt Kodizes in schriftlicher Form vorliegen und als Dokument analysiert werden können. Dabei darf nicht übersehen werden, dass gegebenenfalls weitere „ungeschriebene“ ethische Normen handlungsleitend sein können. Als weiterer Indikator dient die Institutionalisierung von Durchsetzungsprozessen beispielsweise durch die Berufung von Presse- und Medienräten (Puppis, 2009). Wenn solche Durchsetzungsgremien und -prozesse institutionalisiert sind, können anhand der von ihnen behandelten Fälle vertiefte Analysen vorgenommen werden.

Dienst an der Allgemeinheit

Professionen bezeichnen ihre beruflichen Tätigkeiten als Dienst an der Allgemeinheit und bezwecken damit insbesondere die gesellschaftliche Legitimation ihrer Selbstorganisation und allfälliger Privilegien abzusichern. Als die Soziologie in den 1930er-Jahren das Konzept der Professionalisierung „wiederentdeckte“ und theoretisch neu fundierte, gewann der Aspekt der Gemeinwohl- und Dienstleistungsorientierung an Bedeutung (Stichweh, 2005, S. 36f; Wenzel, 2005, S. 50; Parsons, 1937). Die Berufsorganisationen fordern dementsprechend von ihren Mitgliedern, dass sie bei der Berufsausübung altruistische Motive in den Vordergrund stellen und damit dem öffentlichen Wohl dienen (Perkin, 2003).

Erste Hinweise auf ein *Verständnis als Dienst an der Allgemeinheit* liefern Dokumentenanalysen von Schriften, in denen sich Berufsorganisationen mit ihrem Selbstverständnis befassen. Schwieriger

wird die Suche und Operationalisierung von Indikatoren, die das effektive *Dienstleistungsverhalten* und *altruistische Handlungsmotive* bei den Mitgliedern einer Berufsorganisation eruieren sollen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang zu wissen, ob und inwiefern die Gemeinwohlorientierung von Berufsorganisationen und ihren Mitgliedern nach außen gegenüber der Politik und Öffentlichkeit als Argument verwendet wird. Ob damit ein effektiver *Legitimationserfolg* einhergeht, muss in Einzelfallstudien entsprechender gesellschaftlicher und politischer Aushandlungsprozesse untersucht werden. Inwiefern altruistische Motive und die Gemeinwohlorientierung das berufliche Handeln prägen, kann über entsprechende Berufsfeldstudien erhoben werden (Keel, 2011, S. 36ff, 182ff; Hanitzsch & Seethaler, 2009, S. 470ff).

Gesellschaftliche Anerkennung

Erst durch eine breite gesellschaftliche Anerkennung gelingt es einer Profession, ihren Anspruch auf gesellschaftlichen Einfluss, Privilegien und hohen Status bei ausgeprägter Autonomie (Selbstorganisation) umzusetzen.

Ein wichtiger Indikator bildet das Sozialprestige, über das eine Berufsgruppe in der Gesellschaft verfügt (Berufsprestige). Das *Berufsprestige* unterschiedlichster Berufe wird in zahlreichen Ländern regelmäßig erhoben. Die gesellschaftliche Anerkennung einer Bevölkerungsgruppe spiegelt sich aber auch in der effektiv zugesprochenen Definitionsmacht wider. So können Berufsgruppen zwar unbeliebt, aber anerkanntermaßen mächtig sein.

Im Sinne eines Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass alle sechs besprochenen Dimensionen einer Profession in einem engen Zusammenhang stehen. Dabei können für die weitere Analyse insbesondere folgende zwei Kernaspekte mitgenommen werden:

- Professionalität muss in einem *sozialen Kontext* erworben bzw. erlernt und mit Unterstützung berufsspezifischer Organisationen weitervermittelt werden.
- Die *Wissenschaft* kann solche Professionalisierungsbemühungen insbesondere durch eine Systematisierung und innovative Ausweitung der berufsspezifischen Wissensbasis und die kritische Reflexion beruflichen Handelns unterstützen.

DIMENSION	KURZBESCHREIBUNG
1. Organisation	• möglichst weitgehende Selbstverwaltung • Disziplinargewalt gegenüber Professionsangehörigen • Berufszugang (mit)regeln
2. Ausbildung & Forschung	• hohe Qualität der berufsspezifischen Ausbildung • Orientierung der Berufsmitglieder an einem gemeinsamen systematischen Wissensfundament • Systematisierung und Weiterentwicklung berufsspezifischen Fachwissens • Institutionalisierung von Ausbildungsgängen und Qualifikationsstufen • Legitimation selbstbestimmten Handelns durch auf Wissenschaft basierender Rationalität
3. Spezialisierung	• Weiterentwicklung von Fachwissen • Erhöhung fachspezifischer Kompetenzen
4. Ethik	• Orientierung an gemeinsamen Normen fördert Gruppenidentität als Profession • Gruppenidentität als Basis für selbstbewusstes Auftreten • Formulierung und Durchsetzung eigener Ethik-Kodizes als Abwehrmaßnahme fremder Kontrollansprüche
5. Dienst an der Allgemeinheit	• Selbstverständnis als gesellschaftlich relevanter „Dienst an der Allgemeinheit“ • Legitimationsgewinn durch Hervorheben altruistischer Motive
6. Anerkennung	• Breite gesellschaftliche Anerkennung als Voraussetzung, um Anspruch auf gesellschaftlichen Einfluss, Privilegien und hohen Status bei ausgeprägter Autonomie umsetzen zu können

TAB. 1: Dimensionen von Professionen (eigene Darstellung, Goode, 1957; Krzeminski, 2002; Lamnek, 1999, 2002; Tenscher, 2003; Stichweh, 2005; Kepplinger, 2011, S. 226ff)

Professionalisierungs- versus Desintegrations- und Entprofessionalisierungstendenzen

Die Idee einer Reaktualisierung des Professionalisierungskonzepts gründet in der Beobachtung klarer Parallelen zwischen dem heutigen Medienwandel und der Entwicklung vor gut 100 Jahren: Damals wie heute zählen Ökonomisierung und Boulevardisierung zu den treibenden Kräften. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wirbelten im Marketing innovative Verleger mit überparteilichen Generalanzeigern und auf Unterhaltung ausgerichteten Boulevardzeitungen den bislang von politischen (Partei-)Zeitungen und kommerziellen Anzeigenblättern geprägten Pressemarkt auf. Damals antworteten Verleger- und Berufsverbände auf öffentlich bemängelte Ökonomisierungsfolgen wie Qualitätsdefizite mit Professionalisierungsbestrebungen. Die Ökonomisierung der Medienlandschaft wirkte somit als Triebfeder der Professionalisierungsbemühungen (siehe auch Requate, 1995, 2002; Haas, 1999; Wilke, 2000, S. 291ff; Schade, 2005; Meyen, 2009; Meier & Häussler 2010, S. 69ff; Kepplinger, 2011; Birkner, 2012, S. 187ff).

Der Markterfolg der neuen stark kommerziell ausgerichteten Zeitungstypen führte in der Schweiz wie in den USA und in Europa zu intensiven öffentlichen Debatten über die Qualität und gesellschaftspolitische Verantwortung der Presse (exemplarisch für die Schweiz: Wettstein, 1902, 1903, 1904, 1912 und 1914). Die Politik wollte den bemängelten Qualitätsverlusten mit einer gewissen Verwissenschaftlichung des Pressewesens und einer Akademisierung der Journalistenausbildung begegnen (Jaeger, 1926/1996, S. 8ff; Schade, 2005, S. 13). Die Verleger- und Berufsverbände ihrerseits intensivierten ihre Bemühungen um eine Professionalisierung des Journalismus in der Schweiz mittels institutionalisierter Ausbildungslehrgänge und einer verstärkten Selbstorganisation (Meier, 2005; Saxer, 2005; Schade, 2005). Es folgte in der Schweiz wie in den USA und in Europa eine – trotz Unterbrechungen und Rückschlägen – lange Phase der journalistischen Professionalisierung (u.a. Künzler, 2013, S. 323ff; Keel, 2011; Marr, Wyss, Blum & Bonfadelli, 2001, 2008; Esser, 1999; Schönbach, Stürzebecher & Schneider, 1994; Weischenberg, 1989, 1994; Böckelmann, 1993; Schanne & Schulz, 1993; Rühl, 1992; Kunczik, 1988; Kepplinger &

Vohl, 1976). Heute wird vielfach (insbesondere im Zusammenhang mit dem Internet) von einer Entprofessionalisierung des Journalismus gesprochen, und es steht auch die Frage im Raum, ob mit dem aktuellen Strukturwandel die Geschichte des professionellen Journalismus endet (u.a. Imhof, Blum, Bonfadelli & Jarren, 2013; Fög 2010, 2011, 2012, 2013; Keel, 2011, S. 26ff, S. 55; Kamber & Imhof, 2010; Neuberger, Nuernbergk & Rischke, 2009; Quandt & Schweiger, 2008; Reiter & Ruß-Mohl, 1994).

Die hier präsentierte historische Analyse basiert auf einer Auswertung der erwähnten Literatur und orientiert sich an folgenden Kernfragen: Inwieweit können heute der Journalismus und die eng mit ihm verknüpften Medienberufe in der Schweiz als Profession betrachtet werden? Welche gegenläufigen Entwicklungen sind zu beobachten? Was sind die Ursachen allfälliger Entprofessionalisierungstendenzen? Angesichts großer Forschungslücken (insbesondere für die Schweiz) können viele Beobachtungen eher als Trendaussage oder Hypothese formuliert werden. Ergänzend werden weiterführende Forschungsfragen formuliert, die einen Beitrag zum Abstecken und Auskundschaften eines entsprechenden Forschungsfeldes leisten sollen. Die Befunde nun im Einzelnen:

Organisation

In der Schweiz begannen sich die Verleger und Journalisten wie vielerorts seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Verbänden, Gewerkschaften und Vereinen zu organisieren. Langfristig kann für die Schweiz von einem international eher überdurchschnittlichen *Organisationsgrad* und einer insgesamt erfolgreichen Organisation der Interessensvertretung gesprochen werden. Erst in jüngerer Zeit bekunden die Berufsorganisationen vermehrt Schwierigkeiten bei der Organisation der jungen und insbesondere der im Online-Bereich tätigen Medienschaffenden (Keel, 2011, S. 183; Marr, Wyss, Blum & Bonfadelli, 2001, S. 55). Wissenschaftliche Studien zur Entwicklung der *Disziplinargewalt* der Berufsorganisationen im schweizerischen Mediensektor liegen nicht vor. Eine fest institutionalisierte *Regelung des Berufszugangs* über Ausbildungszertifikate durch die Berufsorganisationen etablierte sich in der Schweiz nicht, vielmehr beginnen viele Medienschaffende bis heute als Quereinsteiger ohne journalistische Ausbildung (Keel, 2011, S. 187). Ein (relativ) offener Berufszugang muss aber kei-

neswegs im Widerspruch zum Streben nach einer Qualitätssicherung stehen, wie die nachfolgenden Ausführungen zur Ausbildungssituation zeigen.

Ausbildung und wissenschaftliche Forschung

In der Schweiz ist langfristig eine *Vermehrung und Ausdifferenzierung berufsspezifischer Ausbildungsmöglichkeiten* für den Mediensektor zu beobachten. Die Schweiz zählt zu den Pionieren bei der Verwissenschaftlichung der Medienausbildung und -forschung. Die Gründung erster akademischer Lehrgänge erfolgte bereits 1903 in Bern und Zürich (Schade, 2005; Meier, 2005). Seit den 1970er-Jahren existieren auch verschiedene von Medienorganisationen initiierte praxisnahe Lehrgänge. Mit dem Auf- und Ausbau von Fachhochschulen erfolgte ab Mitte der 1990er-Jahre eine weitere Institutionalisierung von Lehrgängen für Medienberufe. Im Laufe des starken Ausbaus nahm im letzten Vierteljahrhundert jedoch das staatliche Engagement zu und relativierte die Bedeutung von Verbandsarbeit und privatwirtschaftlicher Initiative. Der Ausbau des Bildungsangebots führte zu einer „sanften Professionalisierung“, wie jüngere Berufsfeldstudien belegen (Keel, 2011, S. 189).

Mit dem Aufbau wissenschaftlicher Lehrgänge ging auch eine *rekursive Verknüpfung der Medienbranche mit der Wissenschaft* einher, wie die zahlreichen Forschungsaufträge belegen (Schade, 2005). Seit den 1970er-Jahren kann eine deutliche und nachhaltige Intensivierung der Medienforschung beobachtet werden (Keel, 2011, S. 185ff; Schade, 2005, S. 277ff). Die beschleunigte Pressekonzentration, gesellschaftlicher und technologischer Wandel, Konflikte bei der Rundfunkregulierung und durch das Fernsehen ausgelöste Veränderungen beim Medienkonsum steigerten das Orientierungsbedürfnis in der Medienbranche und bei den Behörden. Zur selben Zeit verstärkten die Berufsverbände, Medienorganisationen und die Wissenschaft ihr Bemühen um ein *gemeinsames Qualitätsverständnis* (Schade, 2012, S. 282f; Schade, 2006, S. 306; Saxer & Kull, 1981).

Spezialisierung

Im Laufe des 20. Jahrhunderts vollzog sich innerhalb der schweizerischen Medienbranche eine starke berufliche Spezialisierung, die sich als themenspezifische und funktionsspezifische Ausdifferenzierung von Stellen und als Ausdifferenzierung

von Darstellungsformen und Berichterstattungsmustern beschreiben lässt. Dementsprechend war der Ausbau fach- und organisationsspezifischer Kompetenzen lange Zeit im 20. Jahrhundert eine prägende Dynamik im Berufsfeld der Medienbranche.

Die Etablierung privater kommerzieller Radio- und Fernsehangebote seit den 1980er-Jahren und das Aufkommen von Online-Medien in den 1990er-Jahren führten jedoch in vielen Arbeitsbereichen auch zu einer *Entspezialisierung*. Seither sind im Journalismus häufig aus Kostengründen Generalisten gefragt. Deshalb wird heute in diesem Zusammenhang von einer Entprofessionalisierung gesprochen. Damit angesprochen sind neben einer fachlich-inhaltlichen Entspezialisierung weitere durch die Digitalisierung und Medienkonvergenz angetriebene Entspezialisierungen bei Medienschaffenden. So kann in der Schweiz wie für Deutschland (Weichert, Kramp & Welker, 2015; Garcia-Avilés, Kaltenbrunner & Meier, 2014; Meier, 2010; Neuberger, Nuernbergk & Rischke, 2009) bei den redaktionellen Berufen eine Ausweitung der technischen Anforderungen (Skills) und bei den Einsatzfeldern eine Entgrenzung zwischen den Medientypen und Medienkanälen (z.B. in Form von Newsrooms) beobachtet werden (Keel, 2011, S. 26, S. 208, S. 224f). Schritte der beruflichen Entspezialisierung sind im Hinblick auf das Kernziel der publizistischen Qualitätssicherung zumindest als ambivalent einzuschätzen. Für die Weiterentwicklung des Professionalisierungskonzepts wäre es von großer Bedeutung, die mittel- bis längerfristige Auswirkung von Entspezialisierungsschritten auf die Qualität publizistischer Angebote und die Innovationskraft von Medienorganisationen qualitativ und auch quantifizierend zu untersuchen.

Ethik

Die Debatte um die Rolle von Ethik im Journalismus ist mindestens so alt wie die Boulevard-Presse. Bezüglich der *Orientierung an gemeinsamen Normen und Werten* im Journalismus können in jüngerer Zeit gegenläufige Prozesse beobachtet werden. So haben sich bei den Berufsverbänden und in vielen Medienorganisationen schriftliche Kodizes als Orientierungshilfen etabliert (Keel, 2011, S. 150f). Die Institutionalisierung von Presse- und Publikumsräten verweist auf ernsthafte Bemühungen bei der Durchsetzung ethischer Grundregeln (Puppis, 2009; Schade, 2006, S. 305f).

Mit der sich im Internetzeitalter beschleunigten Ökonomisierung und Boulevardisierung der Medien steigt aber auch die *Bereitschaft zu Tabubrüchen und Regelverletzungen*. Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Medienlandschaft und der Berichterstattungsmuster wird es generell schwieriger, allgemeingültige Normen auf- und durchzusetzen (Wyss, Studer & Zwysig, 2012, S. 21ff).

Dienst an der Allgemeinheit

Medien-, Verleger- und Berufsorganisationen reklamieren weiterhin gerne, dass ihre publizistische Tätigkeit als *Dienst an der Allgemeinheit* zu werten und zu schätzen sei (Greuter & Neiningen, 2014). *Altruistische Motive* werden bis heute von Berufs- und Medienorganisationen als Argument zur Sicherung von Privilegien bemüht – etwa um Gebührengelder oder indirekte Förderungsmaßnahmen zu erhalten. Unter einem Dienst an der Allgemeinheit wird heute jedoch ganz Unterschiedliches verstanden. Die jüngeren Debatten um den Public Service in der Schweiz zeigen, wie kontrovers der „Dienst an der Allgemeinheit“ eingeschätzt wird (Wenzel & Gadringer, 2013; Jarren, Künzler & Puppis, 2012; Künzler, 2009, 2012; Dumermuth, 2007): Geht es um Bildung, Kultur, um aktuelle und zuverlässige Information, um Unterhaltung?

Allgemein kann bei den schweizerischen Medienorganisationen seit den 1980er-Jahren wie in Deutschland (Meyen, 2009, S. 323, S. 339ff) eine abnehmende Bereitschaft oder auch Fähigkeit beobachtet werden, gesellschaftspolitische Ziele wider die Marktlogik zu unterstützen (Keel, 2011, S. 236ff, 262ff; Meier & Leonarz, 2011). Systematische Langzeitstudien liegen dazu jedoch nicht vor.

Gesellschaftliche Anerkennung

Das *Berufsprestige* der Medienschaffenden wird in vielen Ländern im Rahmen umfassender Studien regelmäßig erhoben (in Deutschland durch die Allensbacher Berufsprestige-Skala vom Institut für Demoskopie Allensbach). Dabei belegen Medienschaffende wie Journalisten oder Fernsehmoderatoren im letzten Vierteljahrhundert meist hintere bis hinterste Plätze. Ähnliche Werte können für die Schweiz angenommen werden, auch hier werden die journalistischen Leistungen durchaus kontrovers eingeschätzt (Fög/gfs, 2009; Stadler, 2009). Aber die zentrale Rolle der Medien bei der Herstellung von Öffentlichkeit (Medien als „Vierte Gewalt“) sichert der Medi-

enbranche weiterhin eine starke gesellschaftliche Position. Im Rahmen einer weiterführenden Forschung wäre die These zu prüfen, ob sich seit den 1980er-Jahren mit der beschleunigten Ökonomisierung die Basis der gesellschaftlichen Anerkennung verschoben hat: weg von einem hohen legitimierenden Sozialprestige hin zu einer leidlich respektierten Machtposition.

Ein Zwischenfazit: Fortschritte, aber auch Defizite bei der Professionalisierung

Wie die vorangehende Analyse der Professionalisierung des Journalismus in der Schweiz zeigt, können langfristig nicht nur Professionalisierungsschritte beobachtet werden. Bei den positiven Kernbefunden stehen folgende zwei Aspekte im Vordergrund:

- Die langfristige Ausdifferenzierung fachspezifischer Ausbildungs- und Forschungsmöglichkeiten schuf die Grundlage für ein wachsendes Ausbildungs-, Forschungs- und Expertiseangebot.
- Mit der Institutionalisierung von Qualitätsprüfungsverfahren und Aufsichtsgremien gelang es, einen Qualitätsdiskurs auf Expertenebene zu etablieren.

Neben den erwähnten Fortschritten sind aber auch kritische Entwicklungen festzuhalten:

- Mit der schwindenden Bindungs- und Integrationskraft der Berufsorganisationen kommt der für Professionalisierungsschritte notwendige soziale Kontext abhanden.
- Die Entspezialisierung durch vermehrte Anstellungen von Generalisten ist genau betrachtet mit Risiken und Chancen verbunden: Entspezialisierung kann in Entprofessionalisierung münden, aber auch Freiräume für Kreativität und Innovation schaffen.
- Mit der Ausdifferenzierung, Kommerzialisierung und Boulevardisierung der Medienlandschaft relativiert sich die Verbindlichkeit professioneller Normen und Regeln. Eine schwindende Allgemeingültigkeit und Verbindlichkeit publizistischer Normen und Regeln bedroht das berufssoziologische Konzept von Professionalität im Kern.
- Altruistische Motive scheinen auf dem Rückzug, denn die Marktlogik dominiert idealistische Zielsetzungen.

Dass die festgestellten Defizite bei der Professionalisierung und Professionenbildung nicht lediglich ein Problem der Berufsorganisationen darstellen (Zukunftssicherung), sondern letztlich die Qualitätssicherung im gesamten Medienbereich erschweren oder gar in Frage stellen, zeigt sich insbesondere bei den Problemen der branchenweiten Normdurchsetzung und der sinkenden Bereitschaft gesellschaftspolitische Ziele auf Kosten von Gewinnchancen zu verfolgen. Qualitätsentwicklung und -sicherung im Bereich der medialen Informationsvermittlung ist eben stark auf eine soziale Einbindung der Medienschaffenden angewiesen. Gerade deshalb kann Berufs- und Branchenorganisationen, die das Ziel einer integralen Professionalität verfolgen, auch weiterhin eine wichtige gesellschaftliche Rolle zukommen.

Ansätze für die Weiterentwicklung des Professionalisierungskonzepts

Aus der Analyse der jüngeren Professionalisierungsgeschichte von Medienberufen in der Schweiz geht hervor, wie mit der anhaltenden Ausdifferenzierung der Medienangebote, der Ökonomisierung wichtiger Marktsegmente und der Innovationsdynamik digitaler Wertschöpfungsketten zentrifugale Kräfte freigesetzt werden, die eine Professionenbildung erschweren. Das berufssoziologische Professionalisierungskonzept bedarf offensichtlich gerade im Medienbereich einer Adaption an die veränderten Marktstrukturen und Wertschöpfungsprozesse im digitalen Internetzeitalter.

Die verorteten Professionalisierungsdefizite liefern erste Hinweise, wo eine innovative Reaktualisierung des Professionalisierungskonzepts anzusetzen hat. Gesucht sind Antworten auf die Frage, wie sich die angesprochenen Defizite gegebenenfalls beheben oder zumindest mildern ließen. Attraktiv erscheint die Überlegung, die positiven Entwicklungen im Ausbildungs- und Forschungsbereich sowie bei der Institutionalisierung von Qualitätssicherungsprozessen für die Behebung von Professionalitätsdefiziten und zur Stärkung des integralen Professionalisierungskonzepts zu nutzen. Es bleibt die Frage, wie sich eine solche Nutzung von Stärken konkretisieren ließe. Genauer: (1) Wie kann der schwindenden Integrationskraft der Berufsorganisationen entgegengewirkt und ein hinreichender sozialer Kontext als Basis einer integralen Professionalisierung

gesichert werden? (2) Wie kann verhindert werden, dass Entspezialisierung zu Entprofessionalisierung führt? (3) Wie kann die Verbindlichkeit professioneller Regeln gestärkt werden? (4) Wie können altruistische bzw. gesellschaftspolitisch orientierte Handlungsmotive gefördert werden?

(1) Maßnahmen zur Sicherung des sozialen Kontextes für eine integrale Professionalisierung

Maßnahmen zur Sicherung des sozialen Kontextes in Berufsfeldern setzen klassischerweise bei den unternehmensübergreifenden Berufsorganisationen an. Angesichts des Ausbaus staatlicher und privater Bildungsangebote drängt sich die Frage auf, ob die Bildungsinstitutionen vermehrt für einen sozialen Berufskontext sorgen können.

Die Suche nach Maßnahmen zur Steigerung der Attraktivität und des Organisationsgrads von Berufsorganisationen gestaltet sich schwierig und einfach zugleich. Sie orientiert sich an der berufssoziologischen Grunderkenntnis, dass sich in einer Profession letztlich nur diejenigen Akteursgruppen finden und entwickeln können, die an einer gemeinsamen Wissens- und Wertebasis bauen. Eine konsequente Umsetzung dessen würde heute für die Professionenbildung in der digitalen Medienbranche zugleich Aus- und Eingrenzungsschritte (Exklusion vs. Inklusion) erfordern:

- Berufsorganisationen können ihre Basis und Attraktivität im Mediensektor qualitativ und quantitativ steigern, indem sie eine selektive Integration entlang des gesamten medialen Informationsverarbeitungsprozesses anstreben. Offensiv zu integrieren wären neben den „klassischen“ Redaktionsmitarbeitern insbesondere auch Online-Redaktionen, Visualisierungsspezialisten (Data Journalismus, Comic Journalismus u.a.) und auch die für die Informationsaufbereitung immer wichtigeren Informationsspezialisten (redaktionelles Informations- und Wissensmanagement, Dienstleistungen von Gedächtnis- und Wissensinstitutionen). Hingegen ist eine klare Grenzziehung zu jenen Berufsfeldern wichtig, wo sich grundlegende Widersprüche zu den professionellen Werten und Normen journalistischer Publizistik ergeben.

Die Ausbauschritte und Erfolge im Ausbildungsbereich lösen das Organisationsproblem nicht. Bildungsinstitutionen können höchstens teilweise

die Sozialisationsfunktion von Berufsorganisationen übernehmen, denn sie erreichen die Medienschaffenden nur während der Aus- und Weiterbildungsphase. Sie können aber einen sozialen Professionalisierungskontext fördern:

- Eine forcierte Kontaktpflege zu den „Alumni“ begünstigt längerfristige Bindungen zu den Bildungsinstitutionen. Dabei können berufsfeldspezifische Themen gezielt gepflegt werden.
- Noch erfolgversprechender dürfte es sein, vermehrt spezifische Weiterbildungsangebote für Medienschaffende und Informationsspezialisten so zu planen, dass sie in ihren Arbeitsalltag integrierbar sind. Hier sind auch die Arbeitgeber gefordert.

(2) Maßnahmen gegen Entprofessionalisierung durch Entspezialisierung

Entspezialisierung kann gerade im Bereich der digitalen mediengestützten Informationsverarbeitung und -vermittlung nicht mit Entprofessionalisierung gleichgesetzt werden. Hybridisierung bietet wie gesagt auch Innovations- und Entwicklungschancen. Ein aktualisiertes Professionalisierungskonzept sollte dieser Beobachtung Rechnung tragen und Entspezialisierung differenziert kritisch betrachten. Als Maßnahmen bieten sich entsprechende Berufsfeldforschungen und gezielte Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen an:

- Trotz zahlreicher Studien zum Journalismus- und Redaktionswandel bestehen Forschungsdefizite im Hinblick auf eine systematische Analyse der Folgen von Entspezialisierung. Zielführend wäre eine Erweiterung der Journalismusforschung zu einer systematischen Erforschung des integralen medienbasierten Informationsverarbeitungsprozesses. Erst in einer solchen Perspektive lassen sich die Quellen und Ursachen von Qualitätsdefiziten und Innovationsleistungen im medialen Wertschöpfungsprozess verorten. Und eine solche Analyse bildet die notwendige Grundlage für eine prozessbezogene Qualitätssicherung.
- Bei den Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen ginge es vom Inhaltlichen her darum, den Medienschaffenden eine integrale Sicht auf den medialen Informationsvermittlungsprozess zu vermitteln. Das Verständnis für den gesamten Wertschöpfungsprozess ist nämlich wichtig, um den Wandel der Medienarbeit analysieren und damit verbundene Chancen und Risiken

erkennen und deuten zu können. Stichworte dazu bilden Konvergenz, Hybridisierung, digitale Wertschöpfungsketten usw.

(3) Maßnahmen zur Erhöhung der Verbindlichkeit professioneller Regeln

Im Berufsalltag verbindlich verankerte professionelle Regeln (Berufsethik) dienen den Berufsorganisationen als Tauschpfand für Freiräume zur Selbstorganisation. In diesem Sinne kämpft die Medienbranche darum, die für sie relevanten Qualitätsdebatten möglichst selber steuern und definieren zu können. Dies gelingt insofern, als es sich bei den institutionalisierten Qualitätssicherungsprozessen weitgehend um relativ geschlossene Expertendiskurse handelt. Es stellt sich jedoch die Frage, ob ein stärkerer und direkterer Einbezug der Rezipienten für eine neue Qualität der Verbindlichkeit professioneller Regeln sorgen könnte.

Die Verbindlichkeit professioneller Regeln kann im Rahmen der bereits institutionalisierten Qualitätssicherungsdiskurse und der ausdifferenzierten Aus- und Weiterbildungsangebote gestärkt werden. Dabei darf nicht übersehen werden, dass das Kernproblem letztlich in der Schwierigkeit liegt, für eine ausdifferenzierte und unterschiedlich stark kommerzialisierte Medienbranche gemeinsame professionelle Regeln zu definieren. Dieses Problem verweist auf die bereits angesprochene Inklusions- und Exklusionsthematik:

- Die Verbindlichkeit von Regeln hängt vom sozialen Kontext ab. Sie dürfte steigen, wenn Qualitätsregeln nicht nur von Expertenkreisen, sondern auch von den Rezipienten breit eingefordert werden. Von daher sollten Medienorganisationen und Berufsorganisationen stärker als bisher bei Qualitätsfragen eine Rückkoppelung mit den Rezipienten suchen. Dies kann ein kleines Stück weit im Rahmen der etablierten Qualitätssicherungsdiskurse erfolgen, indem zusätzliche Rezipientenmeinungen miteinbezogen werden. Erfolgsversprechender dürfte es sein, systematisch innovative netzbasierte Feedbackformen einzusetzen. Ansätze dazu, wie beispielsweise laufend aktualisierte Angaben zur Abrufhäufigkeit von Online-Beiträgen, sind vorhanden. Im Hinblick auf die Qualitätssicherung gäbe es aber viel aufschlussreichere Feedbacks wie etwa das „Liken“ zukünftiger weiterführender Informationsangebote. Der praxisorientierten For-

schung stellt sich hier die Aufgabe, in Kooperation mit Medienorganisationen erfolgreiche Instrumente der Rezipientenintegration zu entwickeln.

- Ausbildungsinstitutionen können wie bereits angesprochen ein Stück weit für einen sozial verbindlichen Kontext sorgen. Sie können im Weiteren einen Beitrag leisten, indem sie bei den Studierenden das Wissen und Reflexionsvermögen von Normdurchsetzungsprozessen in der Medien- und Kommunikationsbranche fördern.

(4) Maßnahmen zur Stärkung altruistischer Handlungsmotive

Die Suche nach Maßnahmen zur Stärkung altruistischer, gesellschaftspolitisch orientierter Handlungsmotive gestaltet sich äußerst anspruchsvoll, da hier in erster Linie die Besitzer und Entscheidungsträger von Medienorganisationen angesprochen sind. Wie können also dem an sich völlig legitimen Gewinnmaximierungsstreben privater Unternehmen erfolgreich gesellschaftspolitische Ziele wie zusätzliche Investitionen in die publizistische Qualität gegenüber gestellt werden? Wahrscheinlich stößt hier ein liberales, marktwirtschaftliches Konzept der professionellen Selbstorganisation an seine Grenzen. In diesem Fall gewinnen Maßnahmen der politischen Regulierung und Co-Regulierung wie beispielsweise die Förderung eines dualen Rundfunksystems an Legitimität. Ein qualitativ hochstehender Public Service kann für eine Konkurrenz sorgen, die private Anbieter bei ihrer Qualitätssicherung herausfordert. Dabei soll nicht vergessen gehen, dass das berufssoziologische Konzept der Professionalisierung gerade auch von den einzelnen Medienschaffenden altruistische Handlungsmotive einfordert:

- Ein systematischer Einbezug der Rezipienten in die Qualitätssicherung und Angebotsentwicklung (bei allen damit verbundenen Schwierigkeiten) kann den einzelnen Medienschaffenden und ganzen Redaktionen Rückendeckung geben, wenn es darum geht, professionelle Normen und Ziele gegenüber dem Gewinnstreben der Besitzer und Entscheider zu verteidigen.
- Schließlich ist es die Kernaufgabe der Medienpolitik, gesellschaftspolitische Ziele und Erwartungen an die Medienbranche zu formulieren. Auch hier gilt, dass Medienpolitik in einer liberalen Gesellschaft zuerst auf Selbstorgani-

sation setzen sollte. Die Medienpolitik sollte sich so betrachtet wieder stärker mit Professionalisierungskonzepten befassen und die Wissenschaft zur Entwicklung innovativer Modelle auffordern. Dazu bedarf es systematischer Analysen von Professionalisierungsprozessen im Bereich der medienbasierten Informationsverarbeitung. Von besonderem Interesse sind hier integrale Modelle der Professionalisierung und Analysen der Rahmenbedingungen von Professionenbildung.

Der wissenschaftlichen Forschung und Ausbildung kommt nicht zuletzt die Rolle zu, den digitalen Wertschöpfungsprozess der medien-gestützten Informationsvermittlung integral zu modellieren und auf die erforderlichen Kompetenzen und das nötige Fachwissen hin zu analysieren. Damit schafft sie die Grundlage für eine neue und zielführende Professionalisierungsdebatte im digitalen Zeitalter des beschleunigten Medienwandels.

Bibliographie

- Birkner, T. (2011). Journalismus – eine Profession, die keine ist. In: *medien & zeit*, 26 (2), S. 49-58.
- Birkner, T. (2012). *Das Gespräch der Zeit*. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914. Köln.
- Böckelmann, F. (1993). *Journalismus als Beruf*. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945-1990. Konstanz.
- Dumermuth, M. (2007). Rundfunkregulierung – Alte und neue Herausforderungen. In: Jarren, O. & Donges, P. (Hg.), *Ordnung durch Medienpolitik?* Konstanz, S. 351-397.
- Esser, F. (1999). Zwischen eigener Tradition und angelsächsischem Vorbild. Die Auswirkungen der anglo-amerikanischen Reeducation-Bemühungen auf den Deutschen Journalismus. In: Wilke, J. (Hg.), *Massenmedien und Zeitgeschichte*. Konstanz, S. 664-675.
- Fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft / gfs-Zürich (2009). *Journalistinnen und Journalisten in der Schweiz – ein Berufsfeld im Wandel*. Eine Umfrage zur Berufssituation und Befindlichkeit in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich.
- Fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft (Hg.) (2010). *Qualität der Medien Schweiz – Suisse – Svizzera: Jahrbuch 2010*. Basel.
- Fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft (Hg.) (2011). *Qualität der Medien Schweiz – Suisse – Svizzera: Jahrbuch 2011*. Basel.
- Fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft (Hg.) (2012). *Qualität der Medien Schweiz – Suisse – Svizzera: Jahrbuch 2012*. Basel.
- Fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft (Hg.) (2013). *Qualität der Medien Schweiz – Suisse – Svizzera: Jahrbuch 2013*. Basel.
- Garcia-Avilés, J.A., Kaltenbrunner, A. & Meier, K. (2014). Media Convergence Revisited. Lessons learned on newsroom integration in Austria, Germany and Spain. In: *Journalism Practice*, 8 (5), S. 573-584.
- Goode, W.J. (1957). Community Within a Community. The Professions. In: *American Sociological Review*, 22 (2), S. 194-200.
- Greuter, F. & Neiningen, N. (Hg.) (2014). *Medien und Öffentlichkeit*. Zwischen Symbiose und Ablehnung. („Weissbuch“ vom Verband Schweizer Medien). Zürich.
- Haas, H. (1999). *Empirischer Journalismus*. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien u.a.
- Hanitzsch, T. & Seethaler, J. (2009). Journalismuswelten. Ein Vergleich von Journalismuskulturen in 17 Ländern. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 57 (4), S.464-483.
- Hartmann, H. (1968). Arbeit, Beruf, Profession. In: *Soziale Welt*, 19 (19), S. 193-216.
- Heinrich, J. (2001). *Medienökonomie*. Bd. 1: Mediensystem, Zeitung, Zeitschrift, Anzeigenblatt. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Imhof, K., Blum, R., Bonfadelli, H. & Jarren, O. (Hg.) (2013). *Stratifizierte und Segmentierte Öffentlichkeit*. Wiesbaden.
- Jarren, O., Künzler, M. & Puppis, M. (Hg.) (2012). *Medienwandel oder Medienkrise?* Folgen für Medienstrukturen und ihre Erforschung. Baden-Baden.
- Jarren, O., Weber, R.H., Donges, P., Dörr, B., Künzler, M. & Puppis, M. (2002). *Rundfunkregulierung*. Leitbilder, Modelle und Erfahrungen im internationalen Vergleich. Eine sozial- und rechtswissenschaftliche Analyse. Zürich.
- Jaeger, K. (1926/1996). *Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft*. Jena. Reprint im Wissenschaftsverlag Volker Spiess. Berlin.
- Kamber, E. (2012). Pressekonzentration und publizistische Vielfalt. Pluralität der öffentlichen Kommunikation unter Bedingungen von Konzentration und Konvergenz. In: Leonarz, M. (Hg.), *Im Auftrag des BAKOM – Bundesamt für Kommunikation*. Aktuelle Studien zur Leistungsfähigkeit von Presse, Radio und Fernsehen in der Schweiz. Zürich, S. 45-67.
- Kamber, E. & Imhof, K. (2010). *Medienkonzentration und Meinungsvielfalt*. Informations- und Meinungsvielfalt in der Presse unter Bedingungen dominanter und crossmedial tätiger Medienunternehmen. Forschungsbericht zu Händen des Bundesamtes für Kommunikation (BAKOM). Zürich.

- Kappes, C., Krone, J. & Novy, L. (Hg.) (2014). *Medienwandel kompakt 2011-2013*. Netzveröffentlichungen zu Medienökonomie, Medienpolitik & Journalismus. Wiesbaden.
- Keel, G. (2011). *Journalisten in der Schweiz*. Eine Berufsfeldstudie im Zeitverlauf. Konstanz.
- Kepplinger, H.M. (2011). *Journalismus als Beruf*. Theorie und Praxis öffentlicher Kommunikation. Wiesbaden.
- Kepplinger, H.M. & Vohl, I. (1976). Professionalisierung des Journalismus? Theoretische Probleme und empirische Befunde. In: *Rundfunk und Fernsehen*, 24 (4), S. 309-343.
- Klatetzki, T. (2005). Professionelle Arbeit und kollegiale Organisation. Eine symbolisch interpretative Perspektive. In: Klatetzki, T. & Tacke, V. (Hg.), *Organisation und Profession*. Wiesbaden, S. 253-283.
- Kleinsteuber, H.J. & Nehls, S. (Hg.) (2011). *Media Governance in Europa*. Regulierung, Partizipation, Mitbestimmung. Wiesbaden.
- Kramp, L. (2013). Professionen am Scheideweg. Journalismus zwischen Aufbruch und Existenzängsten. In: Kramp, L., Novy, L., Ballwieser, D. & Wenzlaff, K. (Hg.), *Journalismus in der digitalen Moderne*. Einsichten – Ansichten – Aussichten. Wiesbaden, S. 33-62.
- Krzeminski, M. (2002). Professionalität in den Medienberufen. In: Krzeminski, M. (Hg.), *Professionalität der Kommunikation*. Medienberufe zwischen Auftrag und Autonomie. Köln, S. 12-28.
- Künzler, M. (2009). *Die Liberalisierung von Radio und Fernsehen*. Leitbilder der Rundfunkregulierung im Ländervergleich. Konstanz.
- Künzler, M. (2012). Die Abschaffung des Monopols. Die SRG im Umfeld neuer Privatrado- und Privatfernsehsender. In: Mäusli, T., Steigmeier, A. & Vallotton, F. (Hg.), *Radio und Fernsehen in der Schweiz*. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1983-2011. Baden, S. 41-79.
- Künzler, M. (2013). *Mediensystem Schweiz*. Konstanz.
- Kunczik, M. (1988). *Journalismus als Beruf*. Köln.
- Lamnek, S. (1999). Ansätze einer Soziologie der Professionalisierung. In: Hartmann-Tews, I. (Hg.), *Professionalisierung und Sport*. Hamburg, S. 13-29.
- Lamnek, S. (2002). Professionalisierung. In: Endruweit, G. & Trommsdorff, G. (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart, S. 418-419.
- Lange, B.-P. (2008). *Medienwettbewerb, Konzentration und Gesellschaft*. Interdisziplinäre Analyse von Medienpluralität in regionaler und internationaler Perspektive. Wiesbaden.
- Marr, M., Wyss, V., Blum, R. & Bonfadelli, H. (2001). *Journalisten in der Schweiz*. Konstanz.
- Marr, M., Wyss, V., Blum, R. & Bonfadelli, H. (2008). *Journalisten in der Schweiz*. Eigenschaften, Einstellungen, Einflüsse. Konstanz.
- Meier, P. (2005). Im Spannungsfeld falscher Erwartungen. Entwicklungsgeschichte einer Fachdisziplin zwischen Wissenschaft und Praxis an der Universität Zürich. In: Schade, E. (Hg.), *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Beiträge zur Reflexion der Fachentwicklung. Konstanz, S. 111-149.
- Meier, K. (2010). Crossmedialer Journalismus. Eine Analyse redaktioneller Konvergenz. In: Hohlfeld, R. (Hg.), *Crossmedia – wer bleibt auf der Strecke?* Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Münster, S. 94-110.
- Meier, P. & Häussler, T. (2010). *Zwischen Masse, Markt und Macht*. Das Medienunternehmen Ringier im Wandel 1833-2009. Bd. 1. Zürich.
- Meier, W.A. & Leonarz, M. (2011). *Zur Lage der Presse in der Schweiz*. Wissenschaftliches Papier für den Verein Medienkritik. Abgerufen von <http://medienkritik-schweiz.ch/wp-content/uploads/2010/11/Lage-der-Presse-final.pdf>, Zugriff am 30.4.2015.
- Meyen, M. (2009). Das journalistische Feld in Deutschland. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Journalismusforschung. In: *Publizistik*, 54 (3), S. 323-345.
- Neuberger, C., Nuernbergk, C. & Rischke, M. (2009). Profession, Partizipation, Technik. In: Neuberger, C., Nuernbergk, C. & Rischke, M. (Hg.), *Journalismus Im Internet*. Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden, S. 169-293.
- Offerhaus, A. (2011). *Die Professionalisierung des deutschen EU-Journalismus*. Expertisierung, Inszenierung und Institutionalisierung der europäischen Dimension im deutschen Journalismus. Wiesbaden.
- Parsons, T. (1937). *The Structure of Social Action*. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers. New York.

- Perkin, H. (2003). *The Rise of Professional Society*. England since 1880. London.
- Puppis, M. (2007). *Einführung in die Medienpolitik*. Konstanz.
- Puppis, M. (2009). *Organisationen der Medienselbstregulierung*. Europäische Presseräte im Vergleich. Köln.
- Puppis, M., Künzler, M., Schade, E., Donges, P., Dörr, B., Ledergerber, A. & Vogel, M. (2004). *Selbstregulierung und Selbstorganisation*. Unveröffentlichter Schlussbericht zuhanden des Bundesamtes für Kommunikation (BAKOM). Zürich.
- Quandt, T. & Schweiger, W. (Hg.) (2008). *Journalismus online – Partizipation oder Profession?* Wiesbaden.
- Reiter, S. & Ruß-Mohl, S. (Hg.) (1994). *Zukunft oder Ende des Journalismus?* Medienmanagement – Publizistische Qualitätssicherung – Redaktionelles Marketing. Gütersloh.
- Requate, J. (1995). *Journalismus als Beruf*. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen 1995.
- Requate, J. (2002). Journalismus als Beruf. Überlegungen zu einem theoretischen Gerüst. In: Neverla, I., Grittmann, E. & Pater, M. (Hg.), *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz.
- Rühl, M. (1992). Theorie des Journalismus. In: Burkart, R. & Hömberg, W. (Hg.), *Kommunikationstheorien*. Wien, S. 117-133.
- Sadrozinski, J. (2013). Zwischen Beruf und Berufung. Wie sich das Bild des Journalisten wandelt. In: Kramp, L., Novy, L., Ballwieser, D. & Wenzlaff, K. (Hg.), *Journalismus in der digitalen Moderne*. Einsichten – Ansichten – Aussichten. Wiesbaden, S. 81-95.
- Saxer, U. (2005). Zur Ausdifferenzierung von Forschung und Lehre der Publizistikwissenschaft das Beispiel Schweiz. In: Schade, E. (Hg.), *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Beiträge zur Reflexion der Fachentwicklung. Konstanz, S. 69-110.
- Saxer, U. & Kull, H. (1981). *Publizistische Qualität und journalistische Ausbildung*. Diskussionspunkt 8. Zürich.
- Schade, E. (2005). Was leistet die Publizistikwissenschaft für die Gesellschaft? Eine Rückschau auf wichtige Forschungsvorhaben zur Ausgestaltung der Medienlandschaft Schweiz. In: Schade, E. (Hg.), *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Beiträge zur Reflexion der Fachentwicklung. Konstanz, S. 13-45.
- Schade, E. (2006). Die SRG auf dem Weg zur forschungsbasierten Programmgestaltung. In: Mäusli, T. & Steigmeier, A. (Hg.), *Radio und Fernsehen in der Schweiz*. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958-1983. Baden, S. 293-364.
- Schade, E. (2012). Programmgestaltung in einem kommerzialisierten Umfeld. In: Mäusli, T., Steigmeier, A. & Vallotton, F. (Hg.), *Radio und Fernsehen in der Schweiz*. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1983-2011. Baden, S. 271-335.
- Schanne, M. & Schulz, P. (Hg.) (1993). *Journalismus in der Schweiz*. Fakten, Überlegungen, Möglichkeiten. Aarau.
- Scheuch, R. (Hg.) (2015). *Weniger Staat mehr Fernsehen*. Service sans public? – Die neue Debatte um die SRG. Zürich.
- Schönbach, K., Stürzebecher, D. & Schneider, B. (1994). Oberlehrer und Missionare? Das Selbstverständnis deutscher Journalisten. In: Neidhart, F. (Hg.), *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen, S. 139-161.
- Stadler, R. (17.11.2009). Fröhlich im falschen Leben. Ein Gespräch mit dem Zürcher Professor Kurt Imhof über die Befindlichkeit im gegenwärtigen Journalismus. In: *NZZ*.
- Stichweh, R. (2005). Wissen und die Professionen in einer Organisationsgesellschaft. In: Klatetzki, T. & Tacke, V. (Hg.), *Organisation und Profession*. Wiesbaden, S. 31-44.
- Studer, S., Schweizer, C., Puppis, M. & Künzler, M. (2014). *Darstellung der Schweizer Medienlandschaft*. Bericht zuhanden des Bundesamtes für Kommunikation (BAKOM). Freiburg.
- Tenscher, J. (2003). *Professionalisierung der Politikvermittlung?* Politikvermittlungsexperten im Spannungsfeld von Politik und Massenmedien. Wiesbaden.
- Weichert, S., Kramp, L. & Welker, M. (Hg.) (2015). *Die Zeitungsmacher*. Aufbruch in die digitale Moderne. Wiesbaden.
- Weischenberg, S. (1989). Der enttarnte Elefant. Journalismus in der Bundesrepublik – und die Forschung, die sich ihm widmet. In: *Media Perspektiven*, (4), S. 227-239.

- Weischenberg, S. (1994). Konzepte und Ergebnisse der Kommunikatorforschung. In: Jarren, O. (Hg.), *Medien und Journalismus 1. Eine Einführung*. Opladen, S. 227-266.
- Wenzel, C. (2012). *Selbstorganisation und Public Value*. Externe Regulierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Wiesbaden.
- Wenzel, C. & Gadringer, S. (2013). Medienpolitische Reaktionen auf die Medienkrise. Erste empirische Befunde. In: Projektverbund Sinergia „Medienkrise“ (Hg.), *Krise, Wandel, Aufbruch*. Zürich, S. 183-215.
- Wenzel, H. (2005). Profession und Organisation. Dimensionen der Wissensgesellschaft bei Talcott Parsons. In: Klatetzki, T. & Tacke, V. (Hg.), *Organisation und Profession*. Wiesbaden, S. 45-71.
- Wettstein, O. (1902). *Die schweizerische Presse*. Ihre rechtlichen, moralischen und sozialen Verhältnisse. Zürich.
- Wettstein, O. (1903). *Die Tagespresse in unserer Kultur*. Antrittsvorlesung vom 31. Oktober 1903 an der Universität Zürich. Zürich.
- Wettstein, O. (1904). *Über das Verhältnis zwischen Staat und Presse mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz*. Ein Beitrag zur Lehre von der Pressefreiheit. Zürich.
- Wettstein, O. (1912). *Die Tagespresse als geistige Volksnahrung*. Referat gehalten an der Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Aarau, 24. September 1912. Zürich.
- Wettstein, O. (1914). Zeitungskunde als wissenschaftliches Fach. Separatdruck in: Universität Zürich (Hg.), *Festgabe zur Einweihung der neuen Universität am 18. April 1914*. Zürich.
- Wilke, J. (2000). *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte*. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln u.a.
- Wyss, V., Studer, P. & Zwyssig, T. (2012). *Medienqualität durchsetzen*. Qualitätssicherung in Redaktionen. Ein Leitfaden. Zürich.

Edzard SCHADE

Dr. phil., Studium der Geschichte und Soziologie an der Universität Zürich. Von 1991 bis 2000 Anstellung bei der SRG als Historiker, Archivar und Dokumentarist, verschiedene journalistische Tätigkeiten und wissenschaftliche Publikationen, Autor und Leiter mehrerer rundfunkhistorischer Projekte. Von 2001 bis 2009 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. Seit 2010 Professor für Informationswissenschaft am schweizerischen Institut für Informationswissenschaft der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur. Themenschwerpunkte in Forschung und Lehre: Soziologie, Ökonomie, Technik und Geschichte der medialen Informationsverarbeitung, Informations- und Medienmanagement, digitale Langzeitnutzbarhaltung multimedialer Informationsressourcen.

Aktuelle Publikationen:

Schade, E. (2013). Langfristiger publizistischer Wandel als Folge veränderter Programmierung. Erkenntnispotenziale eines prozessorientierten Analysedesigns illustriert am Beispiel der Nachfrageorientierung. In: Seufert, Wolfgang et al. (Hg.), *Langfristiger Wandel von Medienstrukturen: Theorien, Methoden, Befunde*. Baden-Baden: Nomos, S. 149-175.

Spezialbeitrag

Nachwuchsförderpreis der FG Kommunikationsgeschichte der DGPK:

Christoph Hilgert wurde für seine Dissertation 2015 mit dem Nachwuchsförderpreis der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK ausgezeichnet. Dieser Aufsatz stellt die Arbeit und ihre zentralen Befunde vor.

Radio-Jugend und Gesellschaftswandel

Jugenddarstellungen und Jugendsendungen im westdeutschen und britischen Hörfunk nach dem Zweiten Weltkrieg

Christoph Hilgert

Hans-Bredow-Institut an der Universität Hamburg

Abstract

In den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Westdeutschland und Großbritannien eine intensive, von ambivalenten Zukunftserwartungen gekennzeichnete Debatte über „Jugend“ geführt. Dieser Aufsatz führt auf Basis einer Untersuchung zu den Formen, Bedingungen und Bedeutungen von Jugenddarstellungen im westdeutschen und britischen Hörfunk aus, dass Radiosendungen die damaligen Vorstellungen über Jugendliche und jugendkulturelle Entwicklungen prägten und wesentlich zur gesellschaftlichen Selbstverständigung in Zeiten des Wandels beitrugen. Dabei wurde nicht nur über Jugend gesprochen, sondern immer wieder auch mit ihr. Insbesondere Zielgruppensendungen für junge Hörer forcierten den intergenerationellen Dialog und trugen zur Verbreitung jugendkultureller Versatzstücke bei, reagierten wiederum aber auch auf die sich verändernden Erwartungen ihrer Nutzer. Medien- und Gesellschaftsentwicklung beeinflussten sich hier wechselseitig. Es wird daher für einen stärkeren interdisziplinären Austausch plädiert, um solchen medien- und kulturhistorischen Verknüpfungen nachspüren zu können.

Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit jugendlichem (Fehl-)Verhalten ist eine Art medialer Dauerbrenner. Aber wohl selten wurde so lange und so gründlich über Jugend, ihr Auftreten, ihre Ideen und ihr Verhältnis zur Gesellschaft nachgedacht, wie in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Mal standen das Wohlergehen oder die Gefährdungen der Jugendlichen im Vordergrund, mal projizierte die Gesellschaft ihre Hoffnungen einer besseren Zukunft auf die junge Generation.

In der Mitte der 1950er Jahre wies die öffentliche Debatte in Westdeutschland und Großbritannien dann vorübergehend reichlich alarmistische Züge auf. Berichte über Rüpeleien, Raubzüge, Rock'n'Roll-Rhythmen, Randalen und das Röhren

von Motorradmotoren im Zusammenhang mit Jugendlichen häuften sich zu dieser Zeit in den Zeitungen und Zeitschriften. Komplettiert wurden solche Darstellungen gerne durch Verweise auf buntkarierte Texashemden, Röhrenjeans, Lederjacken und Elvistollen. Auch den Produzenten von Kinofilmen bot dies einige attraktive Handlungsstränge und der Hörfunk konnte sich solchen Jugendvorstellungen in seinen tagesaktuellen und zeitdiagnostischen Sendungen ebenfalls nicht vollends entziehen. Als vermeintlich charakteristische Attribute des damaligen Jugendlebens und als Symptome eines zumeist krisenhaft empfundenen Gesellschaftswandels sorgten diese medialen Schreckbilder für einen Wirbel.

Der Logik der massenmedialen Aufmerksamkeits-

ökonomie folgend, wurden insbesondere tatsächliche oder mutmaßliche Abweichungen von gängigen Sozialnormen, spektakuläre Verbrechen und anderweitig ungewöhnliche Ereignisse thematisiert. Die „Halbstarken“ Westdeutschlands beziehungsweise die „Teddy Boys“ Großbritanniens standen hier vorübergehend im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, obwohl sie jeweils nur eine Minderheit der jugendlichen Altersgruppen ihrer Zeit repräsentierten. Dennoch prägen diese medial weitläufig verbreiteten Klischees noch heute in erheblichem Maße die Erinnerung an die 1950er Jahre.

In welchem Zusammenhang stehen solche medialen Jugenddarstellungen mit den Lebensentwürfen der Heranwachsenden und mit den Befindlichkeiten sich wandelnder Gesellschaften sowie deren Massenmedien in jener Zeit? Nachfolgend wird ausgeführt, dass der Hörfunk im Gesellschaftswandel nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl Mittler, als auch Mitgestalter der öffentlichen Selbstverständigung über die „Radio-Jugend“ war, deren Erscheinungsbild prägte, sich wiederum selbst veränderte und sich Medienentwicklung und Gesellschaftsentwicklung somit wechselseitig beeinflussten.

Jugend – ein Konstrukt

Im Mittelpunkt der Dissertation¹, auf die sich dieser Beitrag bezieht, stehen die Formen, Bedingungen und Bedeutungen solcher Jugenddarstellungen in westdeutschen und britischen Hörfunkprogrammen in den 1950er und frühen 1960er Jahren. „Jugend“ wird dabei nicht nur als biologisches Phänomen, sondern auch und vor allem als soziales und kulturelles Konstrukt verstanden, das durch kommunikative und performative Akte kontinuierlich neu geschaffen und erfahren wird. Entsprechend unterliegen diese Akte, ebenso wie deren öffentliche Wahrnehmung, Bewertung und mediale Darstellung dem steten historischen Wandel. Ziel ist es, Mediengeschichte mit einer kulturalistisch geprägten Gesellschaftsgeschichte zu verknüpfen, die im Sinne der sogenannten Neuen Kulturgeschichte davon ausgeht,

„dass jenes Geflecht von Wahrnehmung, Orientierung, Sinnstiftung, Symbolik und Handlungsdispositionen, welches Kultur ausmacht,

kommunikativ und damit gegebenenfalls auch medial zustande kommt, sich erhält und fortentwickelt“

(Tschopp & Weber, 2007, S. 14; vgl. auch Daniel, 2004 und Tschopp, 2009).

Es ist demnach kein Zufall, dass sich gerade nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs gesellschaftliche Selbstfindungsprozesse intensivierten und dabei verstärkt Jugendliche ins Blickfeld gerieten. Traditionelle, teilweise ins 19. Jahrhundert zurückreichende Leitbilder, die sich etwa in einer patriarchalen Generationen- und Geschlechterordnung, der scharfen Abgrenzung einer elitären Hochkultur von Formen populären, vermeintlichen trivialen Massenvergnügens oder einer spannungsreichen Koexistenz unterschiedlicher Sozialmilieus äußerten, erodierten in dieser Zeit spürbar oder wirkten in gewandelter Form fort.² Dass dies Auswirkungen auf die Wahrnehmung einzelner Bevölkerungsgruppen in den Massenmedien hatte, liegt auf der Hand; insbesondere im Falle der Jugend, der aufgrund ihres jungen Alters die Ausgestaltung der Zukunft zu obliegen schien und die in der Gegenwart körperliche und geistige Transformationsprozesse (Pubertät und Adoleszenz) durchlief, die sie nötigten, sich mit den gesellschaftlichen Entwicklungstrends bereits frühzeitig auseinanderzusetzen.

Die Hörfunkprogramme Westdeutschlands und Großbritanniens wurden bewusst ins Zentrum der Untersuchung gerückt, um Vergleiche zwischen beiden Ländern anzustellen und Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede identifizieren zu können. Großbritannien, das als Siegermacht aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen war, ist nicht zuletzt deshalb von besonderem Interesse, weil es den institutionellen und journalistischen Neuaufbau des westdeutschen Rundfunksystems mit der BBC als Vorbild maßgeblich prägte. Die politische Kultur, die Normen- und Werteordnung sowie das journalistische Selbst- und Fremdverständnis waren in beiden Ländern indes traditionell unterschiedlich entwickelt. Ein Vergleich beider Länder, der darüber hinausgehend auch Transferprozesse und transnationale Aspekte berücksichtigt, erbringt daher grundsätzliche Erkenntnisse im Hinblick auf die Bedingungs- und die Ausprägung von Jugendrepräsentationen im Hörfunk sowie auf die Bedeutung des Hörfunks für die gesellschaftliche Selbstverständigung

¹ Die Arbeit wird im Herbst 2015 in der von Frank Bösch und Christoph Classen herausgegebenen Reihe „Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert“ des Göttinger Wallstein Verlags erscheinen.

² Dazu grundsätzlich: Schildt & Sywottek, 1998; Schildt, Siegfried & Lammers, 2003; Conekin, Mort & Waters, 1999.

und für die jugendkulturellen Entwicklungen in den formativen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ansatz und Fragen

Der Arbeit liegt ein komplexes Verständnis medienvermittelter öffentlicher Massenkommunikation zugrunde.³ Demnach sind Medienprodukte, wie etwa einzelne Hörfunksendungen, nicht alleine aus sich heraus verständlich, sondern sie bedürfen der Kontextualisierung. Was für den in äußerer und innerer Quellenkritik geschulten Historiker selbstverständlich klingt, erweist sich im Umgang mit den Produkten elektronischer Massenmedien als anspruchsvoll. Denn neben der spezifischen medialen – d.h. journalistischen, medientechnischen und medienästhetischen – Verfasstheit solcher Medienangebote, einschließlich ihrer unterschiedlichen Aussagedimensionen (beim Hörfunk also die Verknüpfung von gesprochenem Wort, Geräuschen und Musik) und ihrer Einbindung in eine (Programm-)Angebotsstruktur, muss auch der Eigensinn der Erzeuger und der Nutzer sowie die institutionellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der betrachteten Kommunikationsprozesse berücksichtigt oder zumindest als relevante Einflussgrößen mitgedacht werden. Genutzt wurde ein theoretisch wie methodisch breiter Zugriff, der Perspektiven und Ansätze insbesondere der „neuen Kulturgeschichte“, der historischen Diskursanalyse, der Kulturosoziologie, der Kommunikations- sowie der Medienwissenschaft verknüpft und dabei auch sozialgeschichtliche Aspekte berücksichtigt. Gefragt wird danach, welche Repräsentationen,

Den Umgang des Massenmediums Hörfunk mit Jugend in den 1950er und frühen 1960er Jahren zu untersuchen, ist daher nicht nur aus radio- oder jugendhistorischer Warte instruktiv, sondern trägt auch zur Historisierung des sich in jener Zeit beschleunigenden Wandels der westdeutschen und der britischen Gesellschaft von einer industriell geprägten Arbeits- zu einer vorwiegend dienstleistungsorientierten Informationsgesellschaft bei.

d.h. welche öffentlich verbreiteten Vorstellungen von Jugend sich im Verlauf der 1950er und frühen 1960er Jahre eigentlich in den westdeutschen und britischen Hörfunkprogrammen finden? Welche Berichterstattungsanlässe, welche Themen- und diskursiven Deutungskonjunkturen sind dabei zu beobachten? Welche Definitionen von Jugend wurden jeweils vermittelt? Wie wurden diese radiospezifisch aufbereitet? Inwiefern veränderten sich die Darstellungen im Verlauf der Zeit? Und was sagt all dies über den Zustand und das Verhältnis der sich wandelnden westdeutschen und britischen Gesellschaft sowie deren Kommunikations- und Medienkulturen aus?

Der Schwerpunkt der Analyse lag auf den, in Radioprogrammangeboten beider Länder zwischen 1945 und etwa 1963 popularisierten Repräsentationen der zeitgenössischen Jugend, auf den Einschätzungen zum Status der Generationsbeziehungen und auf deren rundfunkspezifischer Ausgestaltung. Im Sinne Stuart Halls sind diese Jugenddarstellungen als Kondensate eines im zunehmenden Maße massenmedial gestützten, öffentlichen Deutungswettstreits zu verstehen, welcher der Reduktion gesellschaftlicher Komplexität sowie der Bestimmung gemeinsamer Normen und Wertvorstellungen dient (Hall, 1997 und Hall, 2004; siehe auch Weisbrod, 2001, S. 273). Obwohl man es bei der Beschäftigung mit Jugend „immer auch mit körperlichen [und geistigen] Reifungsprozessen zu tun“ hat, geht es dabei eben auch „sehr wesentlich [...] um gesellschaftliche Phänomene“, wie etwa der Wiener Historiker Michael Mitterauer klargestellt hat (Mitterauer, 1992, S. 10). Neben einer Untersuchung der sozialhistorischen Bedingungen und Formen des Aufwachsens, lohnt dabei auch

³ Massenkommunikation wird als vielschichtiger Prozess verstanden, in dem sich alle Komponenten – Sprecher, Empfänger, Kommunikat, Medium, Umwelt – beständig wechselseitig beeinflussen und verändern, so dass sich Ursache-

Wirkungs-Beziehungen nicht eindeutig verorten lassen. Dies greift u.a. Überlegungen des in der Kommunikationswissenschaft diskutierten „dynamisch-transaktionalen Ansatzes“ sowie Vorstellungen der Cultural Studies auf.

die kulturhistorische Analyse vergangener Wahrnehmungen, Beschreibungen und Definitionen von Jugend sowie der jeweils daran geknüpften, zunehmend medialisierten Deutungswettkämpfe. Den Umgang des Massenmediums Hörfunk mit Jugend in den 1950er und frühen 1960er Jahren zu untersuchen, ist daher nicht nur aus radio- oder jugendhistorischer Warte instruktiv, sondern trägt auch zur Historisierung des sich in jener Zeit beschleunigenden Wandels der westdeutschen und der britischen Gesellschaft von einer industriell geprägten Arbeits- zu einer vorwiegend dienstleistungsorientierten Informationsgesellschaft bei. Die teilweise heftigen, emotionalen Reaktionen auf einzelne Facetten jugendlichen Verhaltens in dieser Zeitspanne verweisen auf eine tiefgreifende Verunsicherung breiter Gesellschaftsteile angesichts der sozioökonomischen, politischen, mentalen und kulturellen Veränderungen. Jugendliche standen dabei als künftige Träger der Gesellschaft unter besonderer Beobachtung, weil ihre Lebensentwürfe als Adaptionenversuche an sich ändernde Grundbedingungen und damit als Anzeichen des Wandels gelesen, manchmal begrüßt, zumeist aber kritisiert wurden oder Anlass für volkspädagogische Erörterungen boten (siehe Passerini, 1997). Insofern verdichteten sich die vom gesellschaftlichen Wandel forcierten öffentlichen Deutungswettkämpfe und Normkonflikte um Jugendliche stärker, als gegenüber anderen sozialen Gruppen.

Quellen

Ausgewertet wurde ein umfangreiches Quellenkorpus aus Manuskripten und Tonaufzeichnungen von Sendebeiträgen sowie redaktionellen Schriftstücken zu jugendbezogenen Programmen und Sendungen des *Nordwestdeutschen Rundfunks* (NWDR) beziehungsweise des *Norddeutschen Rundfunks* (NDR) und des *Westdeutschen Rundfunks* (WDR), ferner des *Südwestfunks* (SWF), *Süddeutschen Rundfunks* (SDR) sowie der *British Broadcasting Corporation* (BBC). Es gehört zu den besonderen methodischen Herausforderungen der Rundfunkgeschichtsschreibung, dass das journalistische Endprodukt in der Regel nicht mehr vollständig vorliegt. Vieles von dem, was damals gesendet wurde, ist als Tondokument aus technischen und organisatorischen Gründen oder aus zunächst nur gering ausgeprägtem Archivierungsbewusstsein nicht überliefert und steht der Auswertung nicht mehr zur Verfügung. Entsprechend müssen die teilweise unsystematisch

überlieferten Sendemanuskripte die Grundlage der Analyse bilden; diese enthalten aber nur teilweise Hinweise auf die akustische Gestaltung des Beitrags. Ergänzend wurden zeitgenössische Programmzeitschriften, Fachmagazine, Tages- und Wochenpresse, wissenschaftliche Studien, Archivalien von Behörden und Verbänden, publizierte Lebenserinnerungen sowie Gespräche mit Zeitzeugen analysiert.

Erweiterung des geschichtswissenschaftlichen Instrumentariums

Mediengestützte öffentliche (Massen-)Kommunikation ist zweifelsohne ein transdisziplinäres Forschungsgebiet in dem sich Wissenschaftler unterschiedlichster Couleur tummeln. Dennoch sind medien- oder kommunikationshistorisch interessierte Untersuchungen sowohl in der Kommunikationswissenschaft, als auch in der Geschichtswissenschaft, den diesbezüglich besonders prädestinierten Disziplinen, traditionell eher unterrepräsentiert. Dabei dienen solche historische Studien ganz konkret einem besseren Verständnis der medialen und kommunikativen Gegenwart. Denn auf dieser Basis kann der sich gegenwärtig vollziehende Medienstrukturwandel tendenziell unaufgeregter betrachtet, systematischer analysiert und gegebenenfalls auch kreativer ausgestaltet werden. Zwischen der Geschichtswissenschaft und der Kommunikationswissenschaft herrscht hier allerdings noch allzu oft Sprachlosigkeit; der fachliche Austausch ist trotz des geteilten beziehungsweise gemeinsam beackerten Forschungsfelds nicht selbstverständlich. Immerhin hat die Zahl der Grenzgänger und der aufgeschlossenen Multiplikatoren auf beiden Seiten in den letzten Jahren zugenommen, wovon eine Reihe an gemeinsamen Tagungen und Publikationen künden.

Die Schwierigkeiten des Austauschs sind zum einen den unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und den sich daraus ergebenden Forschungsansätzen und theoretischen Prämissen sowie den nicht immer kompatiblen Methoden geschuldet. Zum anderen scheint es auf allen Seiten manchmal schlicht an der nötigen Aufgeschlossenheit gegenüber den Forschungsleistungen der anderen Disziplinen zu mangeln. Der Blick über den eigenen disziplinären Tellerrand dient derweil keineswegs der Einebnung der methodischen und theoretischen Unterschiede oder einer Homogenisierung der Perspektiven und Fragestellungen,

sondern der Sensibilisierung für die Potenziale und Vorzüge sowie für die Grenzen und vielleicht auch die Blindstellen der jeweiligen Zugriffe. Traditionell gilt die Geschichtswissenschaft als Integrationswissenschaft par excellence, weil sie alle von ihr als hilfreich und plausibel erachteten Erkenntnisse, Perspektiven, Theorien und Methoden anderer Geistes- und Sozialwissenschaften, bisweilen auch der Ingenieurs- und Naturwissenschaften neugierig aufgreift und soweit möglich für die eigenen Anliegen fruchtbar macht. Einigen Phänomenen dieser Arbeit stünde die Geschichtswissenschaft ohne Anleihen aus anderen Disziplinen jedenfalls ziemlich ratlos gegenüber. Im analytischen Umgang mit den für die Hörfunkgeschichte bedeutsamen Audioquellen – so rar sie für die 1950er Jahre sein mögen – sind etwa die Medienwissenschaft und die transdisziplinär angelegten „Sound Studies“ wichtige Bezugsgrößen und Impulsgeber (Morat, 2013). Das gängige Instrumentarium der Geschichtswissenschaft zeugt davon, dass lange vor allem auf textliches Quellenmaterial zurückgegriffen wurde. Die Kommunikationswissenschaft wiederum spielt in der hier vorgestellten Arbeit in dreifacher Hinsicht eine wichtige Rolle. *Erstens* durch die offensichtlichen Schnittmengen zu den medien- und kommunikationshistorischen Untersuchungen, die von Vertretern dieser Disziplin aktuell durchgeführt werden. *Zweitens* durch die sozialwissenschaftlich geprägte Medien- und Sozialforschung, die bereits im Untersuchungszeitraum stattfand und deren Publikationen und andere Überlieferungen – etwa zur Mediennutzung – nun als historische Quellen reanalysiert und ausgewertet werden können. Hier bedarf die historische Quellenkritik übrigens oft zusätzlichen Sachverstands der gegenwärtigen Kommunikationswissenschaft, z.B. im Hinblick auf die Güte der damals angewandten Methoden. Und *drittens* hält die Kommunikationswissenschaft gerade auch in ihrer an gegenwärtigen Kommunikationsphänomenen interessierten und dabei manch-

Die Kommunikationswissenschaft hält gerade auch in ihrer an gegenwärtigen Kommunikationsphänomenen interessierten und dabei manchmal eigentümlich ahistorisch argumentierenden Ausrichtung einen Schatz an Perspektiven und Theorien unterschiedlicher Reichweite und Stichhaltigkeit bereit, der für die historische Forschung hochgradig anregend sein kann.

mal eigentümlich ahistorisch argumentierenden Ausrichtung einen Schatz an Perspektiven und Theorien unterschiedlicher Reichweite und Stichhaltigkeit bereit, der für die historische Forschung hochgradig anregend sein kann. Natürlich wäre es problematisch anzunehmen, man könne diese theoretischen Modelle und Einsichten bruchlos auf Kommunikationsphänomene der Vergangenheit übertragen. Gegenwärtige Muster der Medienauswahl, der -rezeption und der -aneignung weisen eben nicht zwangsläufig Ähnlichkeiten zu jenen der Vergangenheit auf oder unterliegen denselben Bedingungen und Regeln. Erschwerend kommt hinzu, dass in der Regel alle jene Informationen, auf denen die Erkenntnisse und Theorien der heutigen Kommunikations- und Medienforschung fußen, für vergangene Zeiten entweder nicht oder nur fragmentarisch oder bisweilen überformt vorliegen und sich retrospektiv auch kaum noch erheben oder rekonstruieren lassen. Die Zunahme des Interesses an medien- und kommunikationsgeschichtlichen Fragestellungen in der (deutschsprachigen) Geschichtswissenschaft ist, neben verstärkten Anstrengungen zum interdisziplinären Austausch, sicherlich der in den letzten Jahrzehnten individuell gereiften Erkenntnis geschuldet, dass die Medialisierung des Alltags mittlerweile einen Grad erreicht hat, der Journalismus und anderen Formen der öffentlichen Massenkommunikation eine essentielle Rolle bei der individuellen und kollektiven Weltaneignung zuweist und deren geschichtsgestaltende Kraft offenbart. Geschichte – oder mindestens die Neueste und die Zeitgeschichte – kann demnach nicht mehr seriös erforscht und verstanden werden, wenn Medien und Massenkommunikation als Variablen ausgeklammert werden (Bösch & Vowinkel, 2012). Moderne Gesellschaften sind in diesem Sinne schlicht Mediengesellschaften und müssen entsprechend untersucht werden (Weisbrod, 2001, S. 270).

Wechselbeziehung von Medien- und Gesellschaftsentwicklung

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gilt als die „take off“-Phase eines massenkommunikativen beziehungsweise eines massenmedialen Zeitalters, in dem wir uns wohlweislich noch heute befinden und in dem Medien- und Gesellschaftsentwicklung untrennbar miteinander verknüpft sind, sich wechselseitig bedingen und stimulieren (siehe Schulz, 2000; Schildt, 2001 sowie Meyen, 2009).⁴ Nach Auffassung von Frank Bösch und Norbert Frei kam es seither in Abständen von etwa 30 Jahren immer wieder zu Medialisierungsschüben, in denen sich das Medienangebot und mithin Alltagsstrukturen, soziale Beziehungen und gesellschaftliche Selbstdeutungen grundlegend veränderten (Bösch, 2006, S. 8).⁵ Mit dem Siegeszug der elektronischen Massenmedien Hörfunk und Fernsehen in den 1950er und 1960er Jahren wurde sowohl in der britischen, als auch der westdeutschen Gesellschaft eine neue Stufe der medialen Durchdringung des Alltags erreicht. Der Hörfunk etablierte sich im Verlauf der 1950er Jahre im alltäglichen Medienhandeln endgültig als zentrale „Vermittlungsinstanz für Information und Unterhaltung“ sowie als bedeutsamer Bildungsträger (Schildt, 1998b und Schildt, 2001, S. 458).

Nach der Not der Nachkriegsjahre erweiterten und differenzierten sich sowohl in Deutschland als auch in Großbritannien zudem die Entwicklungs- und Handlungsspielräume der Jugendlichen erheblich. Als wichtigste Faktoren hierfür gelten die Ausweitung der individuellen Freizeit und die Ausdifferenzierung der Möglichkeiten zum privaten Konsum (Maase, 1996, S. 297 und Schildt, 1998a). Eng damit verknüpft sind die Medialisierung dieser freien Zeit und der Konsumangebote sowie das wachsende mediale Interesse am jugendlichen Auftreten und an den öffentlichen Reaktionen darauf, was wiederum die dynamische Genese von Jugendkulturen sowie

die Parameter ihrer öffentlichen Wahrnehmung beeinflusste.

Mittler und Mitgestalter von Jugend

Die Ergebnisse der Arbeit sind auf zwei Ebenen angesiedelt: So wird zum einen deutlich, dass der Hörfunk sowohl in Westdeutschland, als auch in Großbritannien Mittler und Mitgestalter der öffentlichen Debatten über Jugend war, also eine Plattform für öffentliche Debatten bot und zugleich eine aktive, prägende Rolle darin einnahm. Zum anderen konnte aufgezeigt werden, dass die „Entdeckung“ junger Hörer die Programmgestaltung des Hörfunks in deren Sinne veränderte und die Programmangebote des Hörfunks insgesamt wiederum Einfluss auf die Lebensgestaltung der Jugendlichen hatten. Beide Ebenen zusammenführend ist festzuhalten, dass die gesellschaftliche Verhandlung des sozialen und kulturellen Konstrukts „Jugend“ wie auch die jugendkulturellen Entwicklungen in den 1950er und frühen 1960er Jahren in beiden Ländern maßgeblich durch Wort- und Musiksendungen des Hörfunks öffentlich gemacht, unterstützt und mitgeprägt wurden.

Jugend als Chiffre

Der Logik einer massenmedialen Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der Mediennutzer folgend, griff die Berichterstattung des westdeutschen und britischen Hörfunks über Jugendliche zuverlässig insbesondere Normabweichungen beziehungsweise das, was im Einzelnen dafür gehalten wurde, auf und strukturierte diese Nachrichten nach radiojournalistischen Gesichtspunkten neu. Dabei wurden oft auch Gründe für etwaiges Fehlverhalten oder Gegenbeispiele zur Sprache gebracht, sodass die Jugendrepräsentationen des Hörfunks insgesamt vielfältiger und ausgleichender waren, als etwa die der zeitgenössischen Tagespresse und

⁴ Ob die mit dem Konzept der Medialisierung verknüpften Entwicklungen ausschließlich auf Phänomene des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts anzuwenden sind, ist umstritten. Nach Auffassung von Rudolf Stöber ist dieser Prozess prinzipiell „seit Beginn der Frühen Neuzeit beobachtbar“ (Stöber, 2010, S. 77). Grundsätzlich lassen sich jedoch durch die Zwischenschaltung publizistischer Medien auch schon in früheren historischen Epochen Veränderungen in gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen identifizieren. Frank Bösch empfiehlt dennoch unter Medialisierung kein überzeitlich gültiges Konzept zu verstehen, sondern es primär „auf die

historische Entwicklung von Gesellschaft und Demokratie“ in den modernen (Massen-)Mediengesellschaften ab dem 19. Jahrhundert anzuwenden, ohne es aber normativ aufzuladen und naiv fortschrittsgläubig als „Einbahnstraße in Richtung Modernisierung und Liberalisierung von Gesellschaft“ misszuverstehen (Bösch, 2006, S. 14, 7).

⁵ Diese Schritte gehen letztlich mit der Etablierungsgeschichte jener Medien einher, die das massenmediale Ensemble des 19. und 20. Jahrhunderts nachhaltig prägen: Massenpresse, Fotografie, Film, Grammophon/Schallplatte, Radio, Fernsehen und Internet (vgl. dazu Schildt, 2001, S. 188ff).

des Spielfilms. All dies beförderte einerseits eine Synchronisierung und inhaltliche Homogenisierung der kollektiven Wissensbestände der Hörer über ihre Umwelt sowie andererseits eine (Neu-)Verhandlung gesellschaftskonstituierender Normen und Werte. Augenfällig ist, dass „Jugend“ in beiden Ländern vielfach als Chiffre diente und somit stellvertretend für gesellschaftliche (Fehl-)Entwicklungen gerügt wurde, die aus den Veränderungen der Lebensbedingungen sowie der Erosion traditioneller Werte und Sicherheiten herrührten.

Eine eindeutige oder auch nur formal korrekte Definition von Jugend findet sich im Untersuchungszeitraum indes nur bedingt, was die Aushandlungsbedürftigkeit unterstreicht. Allein schon die diesbezüglich verwandten Begriffe changierten: junge Leute, junge Menschen, die junge Generation/„the younger generation“, die Jugend, Halbwüchsige, Halbstarke, Teddy Boys/Teds, „adolescents“, Teenager, Twens, usw. Gleichwohl lässt sich Jugend zeitgenössisch auf mehreren Ebenen fassen: Juristisch gesehen entsprach Jugend der Zeitspanne zwischen dem 14. (Bundesrepublik) beziehungsweise dem 15. (Großbritannien) und dem 21. Lebensjahr. Im wissenschaftlichen Kontext jener Zeit waren die Verwendungsweisen des Begriffsfelds Jugend sowie die Perspektiven auf das damit benannte soziale Phänomen vielfältig. Der *westdeutsche Jugendfunk* definierte seine Zielgruppe in den 1950er Jahren als die sogenannte schulentlassene Jugend zwischen dem 14. und 25. Lebensjahr. Die BBC sprach analog von „under twenties“ und zielte auf Angehörige der Altersspanne zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr. Dessen ungeachtet subsumierten die Hörfunkprogramme beider Länder regelmäßig auch junge Erwachsene und die Gruppe der Studierenden unter der Sozialformation Jugend. Deutlich wird, dass Jugend keine eindeutige Kategorie darstellt(e) und von „der“ Jugend keine Rede sein kann – auch wenn häufig von dieser gesprochen wurde. Es handelt(e) sich letztendlich um eine situations- und interessenabhängig näher charakterisierte Beschreibungskategorie einer zwischen Kindheit und Erwachsenen-dasein stehenden, vorwiegend über ihr Lebensalter bestimmten Bevölkerungsgruppe. Alternativ galt Jugend als Lebens- und Entwicklungsphase des Menschen, welche idealtypisch die Emanzipation aus der ökonomischen und erzieherischen Abhängigkeit von den Eltern und den Eintritt ins Erwerbsleben sowie die Gründung einer eigenen Familie beschrieb.

Entsprechend mag der Befund, dass in nahezu allen Programmbereichen des westdeutschen und britischen Hörfunks über eine solchermaßen vielseitige Thematisierungsanlässe bietende Jugend gesprochen wurde, wenig überraschend sein – selbstverständlich ist dies aber nicht. Besonderen Niederschlag fanden jugendbezogene Sendebeiträge im Rahmen von zeitdiagnostischen und -kritischen Sendungen der Politik- und Kulturredaktionen. Darüber hinaus und kontinuierlich war Jugend Thema in Zielgruppensendungen des Frauen- und Familienfunks sowie des Jugendfunks. Indirekt reflektierten zudem Musiksendungen die Erwartungen ihrer teils dezidiert jugendlichen Hörerschaft, was ebenfalls Aufschluss über deren Wahrnehmung und Bewertung im Hörfunk erlaubt.

Berichterstattungsphasen

Bezogen auf die Jugenddarstellungen können insgesamt vier Berichterstattungsphasen oder Zyklen dominanter Deutungsdiskurse unterschieden werden, die in den Programmen des westdeutschen wie des britischen Hörfunks überraschend große inhaltliche und zeitliche Übereinstimmung aufwiesen:

In einer ersten Phase vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis etwa 1947/48 und der Überwindung der unmittelbaren Nachkriegsnot wurden insbesondere die physischen und psychischen Nöte einer Kriegs- und Nachkriegsjugend „am Rande des Abgrunds“ erörtert. Insgesamt bestimmten Bedrohungsszenarien, Not- und Gefährdungsdiskurse den Umgang mit Jugendlichen in beiden Ländern.

Zwischen 1948 und 1954/55, der zweiten Phase, wurde der Kollektivsingulär „Jugend“ dann zunehmend als Hoffnungsträger identifiziert, dem die Etablierung und Sicherung von politischer Stabilität, von Demokratie, Frieden und Wohlstand überantwortet wurde. Auf Kritik stieß vermeintlich folgerichtig mangelndes Engagement, dieser Verpflichtung nachzukommen.

1955 setzte drittens eine bis 1957/58 andauernde Phase noch einmal deutlich erhöhter medialer Aufmerksamkeit gegenüber Jugendlichen ein, die zumeist von Krisen-, Bedrohungs- und intergenerationellen Abgrenzungsdiskursen geprägt war. Die Kritik zielte hier insbesondere auf die Halbstarcken- beziehungsweise die Teddy Boy-Kultur ab. Generell wuchs sich dies in der Mitte der 1950er Jahre in beiden Ländern zu einer „moral panic“ (Cohen, 1972) aus, so dass sich ursprüng-

lich auf Schwerverbrecher spezialisierte Krisen- und Konfliktdiskurse auch in die Wahrnehmung „normaler“ Jugendlicher einschrieben. Allerdings galten jugendliche „Täter“ im Hörfunk dabei oft zugleich als Opfer ihrer ungünstigen Lebensumstände, wie etwa der konsumistischen Fahrlässigkeit ihrer Eltern.

In der vierten Phase, zwischen 1958 und etwa 1963, ist eine gewisse Ernüchterung und Versachlichung der Debatte zu beobachten. Das Bild von Jugend wurde gerade in den Hörfunkprogrammen beider Länder vielseitiger, ambivalenter und uneindeutiger, was nicht zuletzt auf ein Fortschreiten des gesellschaftlichen Wertewandels verweist.

Grundsätzlich wurde in der Analyse der Jugendrepräsentationen in allen vier Phasen festgestellt, dass sich die Hörfunkberichterstattung über aktuelle Jugendphänomene in der Regel auf ausgewählte Einzelereignisse bezog und diese narrativ in einen Sinnzusammenhang stellte. Dabei konnte sowohl auf konkrete, als auch auf abstrakte oder gar fiktionale Ereignisse und kulturell tradierte Schlüsselerzählungen zurückgegriffen werden, die dann für das jeweils zugrundegelegte journalistische Deutungsmuster Belegfunktion hatten. Dass die Radiomacher bei der Bezugnahme auf Jugendliche akustische Ausdrucksmittel bemühten, erscheint erwartbar. Interessant ist, dass dabei insbesondere jugendliches Freizeitverhalten Widerhall fand: cliquenspezifischer Jugendsprech, Motorengeräusche von Mopeds oder Motorrädern und populäre Tanz- und Unterhaltungsmusik.

Jugendfunk und Younger Generation Programmes

Wichtig ist, dass im Hörfunk zumeist nicht nur *über* Jugendliche gesprochen wurde, sondern immer wieder auch *mit* ihnen. Vor allem die Angebote des Jugendfunks in Westdeutschland beziehungsweise der *Younger Generation Programmes* der BBC in Großbritannien verstanden sich als Mittler zwischen den Generationen. Dies macht diese Programmsparte für die Analyse widerstreitender Deutungsangebote besonders interessant. Bis in die zweite Hälfte der 1950er Jahre hinein unterschied sich das Radionutzungsverhalten der Heranwachsenden nur wenig von den grundsätzlichen Vorlieben und Abneigungen der Eltern. Die Etablierung jugendspezifischer Angebote in den Wortprogrammen galt in beiden Ländern gleichwohl aus volkserzieherischen Gründen als

notwendig. Während die BBC ihre nach 1945 eingeführten Sendungen für die „Younger Generation“ dezidiert aus dem Schulfunk sowie aus Bildungsformaten für schulentlassene Heranwachsende heraus entwickelte und somit primär als Angebote zur Weiterbildung und Berufsfeldorientierung verstand, war im westdeutschen Hörfunk das Bemühen, auch auf andere altersspezifische Interessen jugendlicher Hörer einzugehen, stärker ausgebildet. In den westdeutschen Programmen knüpfte der sogenannte *Jugendfunk* an entsprechende Traditionen der Vorkriegszeit an. Mitte der 1950er Jahre entstand im bundesdeutschen Hörfunk ein neuer Jugendfunktypus, der auf eine verstärkte Einbeziehung der jungen Hörer in das nun inhaltlich und formal vielseitiger, auch unterhaltsamer werdende Programm setzte und damit auf entsprechende Erwartungen der Zielgruppe reagierte (Hilgert, 2011, S. 7ff). Dem langjährigen NWDR-Jugendfunkleiter, Wolfgang Jäger, schwebte ein „Erwachsenenrundfunk für junge Leute“ vor. Darin sollten alle Themen und Ausdrucksformen, die das Medium zu bieten hatte, jugendgerecht aufbereitet werden, ohne anbiedernd zu wirken.

Dieser Ansatz wies Jugendlichen einen wichtigen Platz in der Gesellschaft zu und nahm sie zugleich in Verantwortung; ihre Bedürfnisse, Nöte, Hoffnungen und Pläne waren es Wert gehört zu werden. Nichtsdestotrotz mussten die Jugendlichen nach Ansicht der westdeutschen und der britischen Redakteure von den Älteren in bildungsbürgerlicher Tradition gewissermaßen an die Hand genommen werden, um insbesondere ihr geistiges Potenzial zum Wohle der Gesellschaft voll zu entwickeln und entfalten zu können. Der historisch-politischen Bildung kam daher große Bedeutung zu (Hilgert, 2010). Thematisiert wurden überdies die unterschiedlichsten Aspekte des jugendlichen Lebens. So gab es regelmäßig Beiträge und Diskussionen über die Arbeit der Jugendverbände, die internationale Jugendbegegnung, Fragen der Berufsausbildung, des Studiums und den Eintritt ins Erwerbsleben, über Jugendkriminalität, das Wirken der „Halbstarke“ oder das „Generationenproblem“. Auch Liebe und Partnerschaft wurden – wenn auch überwiegend platonisch – angesprochen. Darüber hinaus trugen diese Sendungen zur Popularisierung zeitgenössischer jugendkultureller Codes und Versatzstücke in die vorwiegend bildungsbürgerliche Hörerschaft bei, indem die modischen Vorlieben und Lebensentwürfe subkultureller avantgardistischer Kreise zumindest gefiltert angesprochen wurden.

Es wäre also voreilig, das Jugendradio der 1950er Jahre, in dem das Wort und ein bildungsbürgerliches Ethos gegenüber unterhaltenden Elementen dominierte, nach Maßstäben heutiger Jugend-Popwellen pauschal als antiquiert und ignorant gegenüber jugendlichen Hörinteressen zu bezeichnen. Schließlich griffen die ausgestrahlten Sendungen jugendspezifische Themen, Ideen und Anliegen in zuvor kaum gekannter Qualität auf, transportierten gängige jugendkulturelle Verhaltensmuster und Stilelemente, innovierten die formale Gestaltung von Sendeformen und stützten nicht zuletzt den intellektuellen Austauschprozess jener Werte, die dem – in Westdeutschland neuen – Staatswesen jeweils zugrunde liegen sollten, und trieben ihn teilweise voran.

Programmgeschichtliche Sattelzeit

Deutlich wird, dass die Programmangebote des westdeutschen und des britischen Hörfunks im Verlauf des Untersuchungszeitraums zwar zögerlich, aber doch erkennbar auf altersgruppenspezifische Erwartungen ihrer jugendlichen Hörer eingingen und sich dadurch veränderten – nicht zuletzt im Bereich der Musiksendungen. Der asymmetrischen Konkurrenz durch konsequent auf Populärmusik setzende Radioprogramme jenseits des westdeutschen oder britischen Rundfunksystems, wie *Radio Luxemburg* oder das *American Forces Network* (AFN) und das *British Forces Network* (BFN) sowie später der Piratensender vor der britischen Küste, hatten die untersuchten Programme der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten insgesamt wenig entgegenzusetzen. Gleichwohl sind Lerneffekte als Reaktion auf diese Mitbewerber eindeutig. So entstanden in den 1950er Jahren als programmgeschichtlicher Sattelzeit auch in den öffentlich-rechtlichen Programmen innovative Formate, die zumindest in Programmnischen aktuelle Populärmusik und den Radio-„Disc Jockey“ – etwa Christopher Howland beim (N)WDR oder David Jacobs bei der BBC – etablierten. An diese Entwicklungen konnten ab den 1960er Jahren neuartige Magazinsendungen des westdeutschen Jugendfunks

und vor allem die populärmusikalisch geprägten Tagesbegleitprogramme anknüpfen: BBC *Radio 1* ab dem Spätsommer 1967 in Großbritannien und die sogenannten *Autofahrer-Servicezeiten* in den 1970er und 1980er Jahren in Westdeutschland.

Resümee

Zusammenfassend ist festzustellen, dass das Medium Hörfunk in den ersten beiden Nachkriegsdekaden vor dem Hintergrund ambivalenter gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse das Erscheinungsbild der Jugend in Westdeutschland und Großbritannien prägte und von dieser „Radio-Jugend“ selbst verändert wurde. Nicht nur über Jugend wurde gesprochen, sondern auch mit ihr. Der intergenerationelle Dialog wurde forciert und die jugendlichen Bedürfnisse und Lebensentwürfe popularisiert. Somit kommt dem Hörfunk die Rolle eines wichtigen Jugendmediums zu, welches das Leben seiner jungen Nutzer nicht nur als Gegenwartschronist und Musikdistributor begleitete, sondern als parasozialer Partner auch nachhaltig prägte. Das Radiogerät selbst entwickelte sich in dieser Zeit, zumal in seiner transportablen Variante, zum wichtigen jugendkulturellen Accessoire und Statussymbol. Für diese Arbeit hat sich die länderübergreifende Perspektive auf Jugendrepräsentationen des Hörfunks während

Dem Hörfunk kommt die Rolle eines wichtigen Jugendmediums zu, welches das Leben seiner jungen Nutzer nicht nur als Gegenwartschronist und Musikdistributor begleitete, sondern als parasozialer Partner auch nachhaltig prägte.

den formativen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg als überaus produktiv erwiesen, weil dies neben nationalkulturellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden Westdeutschlands und Großbritanniens zum einen auch transnationale Verflechtungen oder etwa transatlantische Bezüge zu kartieren erlaubte; zum anderen, weil dies

sowohl die Medialität des historischen Geschehens, also Jugendkulturgenese und gesellschaftlicher Wandel, als auch die Historizität der medialen Phänomene, also des Hörfunks und der Jugendrepräsentationen, berücksichtigte. Darin liegt etwa der Mehrwert zu Jugendkulturstudien, die Medieninhalte hauptsächlich illustrativ verwenden und den Hörfunk ausklammern, sowie zu Mediengeschichten, die in erster Linie in nationalstaatlichen Dimensionen argumentieren. Die hier skizzierte Untersuchung bezieht sich also

einerseits auf die im Radio präsentierten Facetten von Jugend; andererseits greift sie die Bedeutung des Mediums für Jugendliche in dieser Zeit selbst auf. Deutlich wird, wie sich der Wandel gesellschaftlicher Normen und Wertvorstellungen, die Konjunkturen radiospezifischer Deutungs- und Darstellungsmuster, die Entwicklung jugendorientierter Programmangebote sowie jugendkul-

turelle Entwicklungen wechselseitig beeinflussen. Weitere Studien zur Beziehung von Jugend, Radio und Gesellschaft, etwa in den „Swinging 60s“, zur Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre oder etwa der „Null Bock“-Generation der 1980er Jahre sowie generell zum Konnex von Medien- und Gesellschaftsentwicklung, können daran anknüpfen.

Bibliographie

- Bösch, F. (2006). Katalysator der Demokratisierung? Presse, Politik und Gesellschaft vor 1914. In: ders. & Frei, N. (Hg.), *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert*. Göttingen, S. 25-47.
- Bösch, F. & Vowinckel, A. (2012). Mediengeschichte, Version: 2.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*. Abgerufen von http://docupedia.de/zg/Mediengeschichte_Version_2.0_Frank_B.C3.B6sch_Annette_Vowinckel?oldid=97423, Zugriff am 14.03.2015.
- Cohen, S. (1972). *Folk Devils and Moral Panics*. The Creation of the Mods and Rockers. London.
- Conekin, B., Mort, F. & Waters, C. (Hg.) (1999). *Moments of modernity*. Reconstructing Britain 1945-1964. London.
- Daniel, U. (2004). *Kompendium Kulturgeschichte*. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 4., verbesserte und ergänzte Aufl. Frankfurt a. M.
- Hall, S. (1997). The Work of Representation. In: Hall, S. (Hg.), *Representation*. Cultural representations and signifying practices. London, Thousand Oaks, New Dehli, S. 13-64.
- Hall, S. (2004). Encoding/decoding. In: Hall, S. et al. (Hg.), *Culture, Media, Language*. Working Papers in Cultural Studies, 1972-79. Reprint. London, S. 128-138.
- Hilgert, C. (2010). „... den freien, kritischen Geist unter der Jugend zu fördern“: Der Beitrag des Jugendfunks zur zeitgeschichtlichen und politischen Aufklärung von Jugendlichen in den 1950er Jahren. In: Kersting, F.-W., Reulecke, J. & Thamer, H.-U. (Hg.), *Die zweite Gründung der Bundesrepublik*. Generationswechsel und intellektuelle Wortergreifungen 1955-1975. Stuttgart, S. 21-41.
- Hilgert, C. (2011). Auf der Suche nach dem jugendlichen Hörer. Zum Wandel jugendspezifischer Programmangebote im deutschen Hörfunk zwischen 1924 und den 1990er Jahren. In: *Deutschland Archiv*, 44 (1), S. 5-12.
- Maase, K. (1996). Amerikanisierung von unten. Demonstrative Vulgarität und kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik der 50er Jahre. In: Lüdtke, A., Marszolek, I. & von Saldern, A. (Hg.), *Amerikanisierung*. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart, S. 291-313.
- Meyen, M. (2009). Medialisierung. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 57 (1), S. 23-38.
- Mitterauer, M. (1992). *Sozialgeschichte der Jugend*, Frankfurt a. M.

- Morat, D. (2013). Zur Historizität des Hörens. Ansätze für eine Geschichte auditiver Kulturen. In: Volmar, A. & Schröter, J. (Hg.), *Auditive Medienkulturen*. Techniken des Hörens und Praktiken der Klanggestaltung. Bielefeld, S. 131-144.
- Passerini, L. (1997). Jugend als Metapher für gesellschaftliche Veränderung. Die Debatte über die Jugend im faschistischen Italien und in den Vereinigten Staaten der fünfziger Jahre. In: Levi, G. & Schmitt, J.-C. (Hg.), *Geschichte der Jugend*. Bd. 2: Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M., S. 375-459.
- Schildt, A. & Sywottek, A. (Hg.) (1998). *Modernisierung im Wiederaufbau*. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Ungekürzte, durchges. und aktualisierte Studienausg. Bonn.
- Schildt, A. (1998a). Von der Not der Jugend zur Teenager-Kultur. Aufwachsen in den 50er Jahren. In: ders. & Sywottek, A. (Hg.), *Modernisierung im Wiederaufbau*. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Ungekürzte, durchges. und aktualisierte Studienausg. Bonn, S. 335-348.
- Schildt, A. (1998b). Hegemon der häuslichen Freizeit. Rundfunk in den 50er Jahren. In: ders. & Sywottek, A. (Hg.), *Modernisierung im Wiederaufbau*. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Ungekürzte, durchges. und aktualisierte Studienausg. Bonn, S. 458-476.
- Schildt, A. (2001). Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 27 (2), S. 177-206.
- Schildt, A., Siegfried, D. & Lammers, K. C. (Hg.) (2003). *Dynamische Zeiten*. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. 2. Aufl. Hamburg.
- Schulz, A. (2000). Der Aufstieg zur „vierten Gewalt“. Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation. In: *Historische Zeitschrift*, 270 (1), S. 65-97.
- Stöber, R. (2010). Medialisierung vor 1945. Wie tragfähig ist der Begriff als kommunikationshistorisches Konzept für Frühe Neuzeit und Moderne. In: Arnold, K. et al. (Hg.), *Von der Politisierung der Medien zur Medialisierung des Politischen?* Zum Verhältnis von Medien Öffentlichkeit und Politik im 20. Jahrhundert. Leipzig, S. 77-94.
- Tschopp, S. (2009). Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz. In: *Historische Zeitschrift*, 289 (3), S. 573-605.
- Tschopp, S. & Weber, W. (2007). *Grundfragen der Kulturgeschichte*. Darmstadt.
- Weisbrod, B. (2001). Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert. In: *Historische Anthropologie*, 9, S. 270-283.

Christoph HILGERT

studierte Geschichte, Journalistik und Politikwissenschaft in Gießen, Bristol und Hamburg. Er war Promotionsstipendiat des DFG-Graduiertenkollegs „Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ sowie Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Professur *Fachjournalistik Geschichte* der Universität Gießen. Aktuell ist er assoziierter Mitarbeiter des Hans-Bredow-Instituts und gehört der Lenkungsgruppe des „Entangled Media Histories“-Netzwerks an. Er forscht zur europäischen Kultur- sowie Mediengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und wurde für seine Dissertation mit dem DGPuK-Nachwuchsförderpreis Kommunikationsgeschichte 2015 ausgezeichnet.

Tagungsbericht

Neue Vielfalt

Medienpluralität und -konkurrenz in historischer Perspektive

Die Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) fand von 15. bis 17. Januar 2015 in Hamburg statt. Gemeinsam mit der Forschungsstelle Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland am Hans-Bredow-Institut für Medienforschung und am Institut für Medien und Kommunikation (IMK) der Universität Hamburg wurde ein dichtes Programm gestaltet, das neben den Vortragspanels auch beachtenswerte Abendveranstaltungen bot. So stand als Get together ein Zeitzeugengespräch mit Helmut Haeckel, dem ersten Direktor der Hamburger Anstalt für neue Medien, moderiert von Hans-Ulrich Wagner, auf der Tagesordnung. Im Abaton-Kino präsentierte das Film- und Fernsehmuseum Hamburg e.V. ein Gespräch mit Hans-Jürgen Börner, Filmemacher („Die private Tagesschau. Ein Protokoll. NDR 1985“) und Zeitzeuge der Einführung des Privatfernsehens Sat.1 in Hamburg 1984/85.

Im Zentrum der Tagung stand die These einer Pluralisierung von Medienangeboten im Laufe der historischen Entwicklung. Diese wurde in fünf Panels aus kommunikations- und medienhistorischer sowie aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive genauer untersucht. Es wurde jeweils danach gefragt, wann und wie eine „neue Vielfalt“ auftrat; wie die bis dahin bestehenden Medien auf die Vervielfältigung und Veränderung reagierten bzw. wie Mediennutzer mit den neuen Möglichkeiten und Versprechen umgingen. Der Fokus lag nicht auf der Abfolge von „alten“ zu „neuen“ Medien an sich, sondern setzte bei der Situation einer entsprechend neuen Medienpluralität und -konkurrenz an. Dies sollte auf den verschiedenen Ebenen angegangen werden – auf der von Mediensystemen, von Politik und Technik, von einzelnen Medienunternehmen und auf der Akteursebene, von konkreten Angeboten und Formen sowie von ihrer Nutzung und des Umgangs mit den Medien. Ein konkreter Anlass für die Themenstellung der Jahrestagung 2015 war die Einführung des dualen Rundfunksystems in der Bundesrepublik Deutschland vor 30 Jahren. Die Vorgänge der späten 1970er und frühen

1980er Jahren bildeten einen zentralen thematischen Aspekt der Jahrestagung.

Jürgen Wilke (Mainz) eröffnete die Vortragspanels mit einer theoretischen Grundlegung zur Pluralisierung von Medienangeboten. Ausgehend von historischen Determinanten identifizierte Wilke mehrere Faktoren interner/externer Vielfalt. Dabei wird deutlich, dass es u.a. technische, ökonomische, rechtliche, professionelle und gesellschaftliche Faktoren sind, die zu einer Vermehrung des Angebots im Zeitalter der „Plurimedialität“ ab dem 19. Jahrhundert führten. Diese „Entfesselung“ und Interdependenzen von Faktorenbündeln führten weiters zu einer Binnendifferenzierung, einer Varianz innerhalb der Medien, mithin aber auch zu Konvergenzbewegungen.

Exemplarisch seien in weiterer Folge einzelne Beiträge erwähnt, die pars pro toto für den epistemologischen Anspruch der einzelnen Panels stehen. So stellte Thomas Birkner (München) auf der Akteursebene anhand des Beispiels Helmut Schmidt dar, wie jener einerseits gekonnt auf der „Medienorgel“ spielte, andererseits versuchte, in seiner Rolle als Medienkritiker Privatfernsehen zu verhindern. Dabei versuchte er, dies mit drohendem „Bildungsverfall“, Programmverflachung, dem Schutz von Familie und Kindern und dem Schutz der Nation vor Medienmultis zu argumentieren. Deutlich stellt Birkner heraus, wie Schmidt seine Rolle vom Kenner der Funktionen von Medien über den Kritiker an Anpassungseffekten der Politik hin zum Kritiker der Medialisierung entwickelte.

Christoph Hilgert (Frankfurt/Main) erörterte die Wettbewerbssituation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in den 1950er und 1960er Jahren, indem er Einflussfaktoren und Impulsgeber im „Kampf um die Hörer“ herausstellte. An dieser Stelle sei der enge Konnex des Beitrags zur Dissertation *Die unerhörte Generation. Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk der 1950er und frühen 1960er Jahre* erwähnt. Für diese herausragende Arbeit wurde Hilgert mit dem Nachwuchsförderpreis ausgezeichnet, den die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte gemeinsam mit dem Nachwuchsforum NaKoGe bereits zum zweiten Mal verliehen hat. Die Preisverleihung fand im Rahmen der Fachgruppentagung statt. Ein Beitrag des Preisträgers findet sich in diesem Heft von *medien & zeit*.

Im dritten Panel erläuterte Jörg Hagenah (Köln) äußerst detailreich die Formatierung der Radiolandschaft durch die Einführung des dualen Rundfunksystems. Die Beobachtung einer inhaltlichen Konvergenz lässt sich sehr gut mit den von Wilke eingangs konstatierten Determinanten der Medienpluralität und -konkurrenz zusammenführen.

Im Bereich der Mediennutzungsforschung angesiedelt war der Beitrag von Thorsten Naab und Christian Schwarzenegger (Augsburg). Sie regten ausgehend von einer umfassenderen Projektskizze an, „individuelle Medienevolutionen“ als Anpassung der Publika an die Pluralisierung von Medienangeboten zu verstehen. Eingedenk der prekären Quellenlage für historische Mediennutzungsanalysen und der methodologischen Herausforderung der Oral History diskutierten Naab und Schwarzenegger zunächst die theoretischen Grundlegungen von „Nutzung“ und „Evolution“, um sich generationenspezifischen und generationenübergreifenden Aneignungsweisen von Medieninnovationen anzunähern. Auch wenn die exemplarisch vorgestellten Clusteranalysen noch Leerstellen offenbaren bzw. eine saubere Generationenabgrenzung anhand distinktiver Faktoren letztlich unmöglich scheint, so offenbarte dieser Beitrag einen blinden Fleck in der kommunikationshistorischen Nutzungsforschung und das Erkenntnispotential dieses Forschungsbereichs. Verdeutlicht wurde dies durch den Beitrag von Nicole Gonser (Wien). Sie erörterte anhand me-

dienbiographischer Interviews den Zusammenhang von persönlichem Wandel und Medienwandel und stellte – exemplarisch – generationelle Lagerungen anhand der Zuschreibungen etwa zu „Reklame“ oder „Privatsender“ heraus. Gonser plädierte zudem für medienbiographische Panels, um der künftigen Forschung empirische Daten für eine Langzeitstudie bereitzustellen.

Das Abschlusspanel fokussierte auf die jüngere Vergangenheit. So stellten Michael Meyen und Maria Karidi (München) eine Inhaltsanalyse der deutschen Tagespresse (1984 bis 2014) vor, die untersuchte, wie die Deregulierung die gedruckten Nachrichten verändert hat. Im mit „Medienlogik 2.0“ übertitelten Beitrag wurden vor dem Hintergrund der Dualisierung des Rundfunks, der Kommerzialisierung des Mediensystems und dem Einfluss des World Wide Web anhand dreier Tageszeitungen (Süddeutsche Zeitung, Münchner Merkur, Bild) Tendenzen zu Boulevardisierung, Personalisierung, Emotionalisierung untersucht. Im Zeitvergleich konstatierten Meyen und Karidi, dass tatsächlich Trends hin zu „Soft-Themen“, zu einer emotionaleren, lockeren Sprache, zu meinungsbetonter Interpretation und zu einer stärkeren Publikumsorientierung (z.B. durch Leserbriefe) festzustellen sind.

Ein Sammelband mit allen Beiträgen dieser Jahrestagung ist in Planung.

Bernd Semrad, Wien

Rezensionen

FIEDLER ANKE: *Medienlenkung in der DDR, (= Zeithistorische Studien, Bd. 52), Köln u.a.: Böhlau 2014, 494 Seiten*

Ende der 1980er Jahre kamen auf jeden DDR-Haushalt beachtliche anderthalb Tageszeitungen. Doch welche Rolle spielte das schon in einer diktatorisch verfassten Gesellschaft, in der Presse- und Meinungsfreiheit nicht existierten? Ist eine eingehende Betrachtung des vermeintlich monolithischen DDR-Medienlenkungsapparates überhaupt nötig? Ist nicht bereits Alles geschrieben, waren nicht Kontrollstrukturen weitgehend konstant, die Inhalte letztlich uniform und statisch? So fragt Anke Fiedler in ihrer jüngst erschienen Arbeit, auf ihre Dissertationsschrift aus dem Jahr 2012 zurückgehenden Arbeit, die die Münchener Kommunikationswissenschaftlerin als dezidierten Gegenentwurf insbesondere zu den Studien Günter Holzweißigs versteht. Diese hätten nach 1990 die Forschungstaktung und Deutungsangebote zur DDR-Mediengeschichte maßgeblich vorgegeben, allerdings zu einer simplifiziert-unterkomplexen Sichtweise auf das Thema beigetragen. Anfänge, Aufbau, Entwicklung und Wandel der Medienlenkung im Zeitraum 1949-1989 fokussierend, interessiert Fiedler einerseits die Kontrollfunktion per se, andererseits die Akteure der DDR-Medienpolitik. Für ihren Gegenentwurf wählt sie einen spannenden theoretischen Zugriff, vermutet jedoch im Vorwort selbst, dass sich daran „die Geister scheiden werden“, was an der noch bis heute umkämpften, in Ost- und Westdeutschland divergierenden Erinnerung an den „Arbeiter- und Bauernstaat“ mitsamt abweichender Bewertungsmodi und -sujets liege. Um eines vorweg zu nehmen: Medienlenkung nicht vermittelt Propagandatheorien, sondern in Anlehnung unter anderem an den Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten als „politische Öffentlichkeitsarbeit“ hat einiges für sich (S. 13), werden doch dadurch die verschiedenen Interessenpolitiken und die jeweilige Zielgerichtetheit bei der Aufbereitung und Bereitstellung medialer Inhalte sowohl für das In- als auch für das Ausland greifbar. Die umfangreiche Quellengrundlage der Studie bilden zum einen Akten (Anleitungswege und -methoden aus den Beständen des Bundesarchivs, aus dem Archiv des Liberalismus und der Stasiunterlagenbehörde BStU), zum anderen 31 teilstandardisierte Leitfadeninterviews,

die Fiedler mit Redakteuren und Funktionären des Lenkungsapparates geführt hat, etwa mit Günter Schabowski oder Hans Modrow. Zudem kann die Autorin auf umfangreiche frühere Vorarbeiten zurückgreifen, die im Rahmen des DFG-Projektes „Sattsam bekannte Uniformität? Die Zentralorgane von SED, FDJ, CDU und LDPD zwischen Lenkungsabsicht, Kontrollpraxis und Leserbedürfnissen“ entstanden sind.

Die Arbeit gliedert sich in fünf Teile. Der erste Abschnitt „Medienlenkung als politische Öffentlichkeitsarbeit“ dient der medien- und kommunikationstheoretischen Verortung und stellt die bisherigen Forschungsbemühungen auf den Prüfstand. Fiedlers zentrale These, wonach Agitation und Propaganda nach ähnlichem Strickmuster funktionierten wie die klassische PR, wird sicher Diskussionen auslösen. Plausibel ist sie jedoch allemal. Besaßen in der bisherigen Medienforschung, Propagandatheorien eine Monopolstellung und beförderte der allzu beschränkte Blick „durch die Brille“ der Ideologie (S. 30) doch vor allem undifferenzierte Aussagen über Lenkungsstrukturen und vermeintlich trivial-informationsarme Inhalte, blieben doch bislang viele Fragen unbeantwortet. Fiedler verfolgt den Ansatz, dass Legitimation über öffentliche Kommunikation hergestellt werden musste. Dieser kommunikative Akt musste persuasiv sein und immer wieder erneuert werden. Um Selektion und Steuerung des Informationsflusses besser beschreiben zu können, müsse, auch dies leuchtet ein, die jeweilige „Großwetterlage“ oder Änderungen im Lenkungsapparat berücksichtigt werden. Über die unterschiedlichen Akteure, die man gemäß Fiedlers Ansatz auch „Öffentlichkeitsarbeiter“ nennen könnte, vom Agitationssekretär im ZK der SED, die Abteilung Agitation als „zentrales Exekutivorgan für die tagesaktuelle Auslegung der Medienpolitik“ (140), der Agitationskommission bzw. der „Westkommission“ beim Politbüro, die mit der Anerkennung der DDR obsolet wurde, erhält der Leser hier zuverlässig Informationen zu Aufbau und Arbeitsweise der einzelnen Abteilungen. Dass die drei in den Blick genommenen Leitmedien *Neues Deutschland*, *Aktuelle Kamera* und *Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst* eine Vorbildfunktion innehatten, Sprachrohr der Einheitspartei und Maßstab für alle anderen Medien des Landes waren ist weder überraschend (sie unterlagen der direkten Anleitung der Parteifüh-

rung) noch völlig neu, doch gelingt es der Autorin, quellennah wie souverän wesentliche Entwicklungslinien darzustellen und dabei gekonnt biographische Momente und institutionengeschichtliche Prozesse miteinander zu verknüpfen. Die Ausführungen zum „Roten Kloster“, der Sektion Journalistik der Karl-Marx-Universität Leipzig, das mit seinem engmaschigen Netz an Kontroll- und Anleitungsinstanzen zentraler Teil eines perfektionierten Medienlenkungsapparates, fügen sich da ebenso gut ein wie die Passagen zum Staatssicherheitsdienst. Von der bisherigen Forschung in seinem Einfluss bislang weitgehend ausgeklammert, werden hier die (offiziellen wie informellen) Verbindungen der Staatssicherheit zu Redaktionen und Verlagen nachgezeichnet. Insgesamt, so lautet Fiedlers wohlthuend nuanciertes Urteil, dürfe die Bedeutung der Stasi auf die Medienlenkung jedoch keineswegs überschätzt werden.

Der dritte Teil befasst sich mit der sachlichen Dimension der DDR-Medienlenkung. Das mit Abstand umfangreichste, chronologisch angelegte Kapitel gliedert sich in vier Phasen, die die „Medienlenkungscurve“ bestimmt hätten (S. 141). Es fällt nicht leicht, aus der akribischen Analyse einzelne Beispiele herauszuheben. Festhaltenswert ist, dass die Grundprinzipien der Medienlenkung bereits in der Weimarer Republik internalisiert worden, wurden doch hier wichtige Grundsteine für die Verzahnung von Politik und Journalismus gelegt. Waren die ersten Jahre nach Staatsgründung noch stark geprägt von einem rigorosen Aussortieren unliebsamer Journalisten, ist sodann eine Phase zunehmender Professionalisierung des Journalismus auszumachen. Ein interessantes Schlaglicht wirft Fiedler auf die Medienarbeit vor dem Mauerbau. Hier wurde die Bundesrepublik medienpolitisch wie nie zuvor (und danach) als „Sündenbock“ (S. 214) deklariert. Nach 1961 wurde allgemein der Kontroll- und Lenkungsanspruch der SED weiter ausgebaut. Die Unterschiede in Punkto Medienkompetenz zwischen Walter Ulbricht – der sich etwa in die Arbeit des Zentralorgans kaum einmischte – und dessen „Medienkronprinzen“ (S. 233) Erich Honecker sind markant. Unter Letzterem setzte eine zunehmende Vertikalisierung der Medienlenkung ein, konnte sich zusehends die Vor- gegenüber der Nachzensur behaupten, was den journalistischen Handlungsfreiraum nochmals stark reduzierte. Ab Ende der 1970er Jahre hatte die Medienlenkung das vorrangige PR-Ziel, den schleichenden

„Untergang des Landes zu übertünchen“ (S. 290); dadurch wurden Vorzensurmaßnahmen nochmals verschärft, da „gute Nachrichten“ dringend gebraucht worden sind. Die Außerkraftsetzung journalistischer Qualitätskriterien diente vorrangig aktuellen Zielen, wobei die Staatsführung gerade hier auf die Loyalität ihrer „Öffentlichkeitsarbeiter“ angewiesen war. Insbesondere in diesen Abschnitten schälen sich die vielfachen Dynamiken im häufig statisch gedeuteten Medienlenkungsapparat heraus, die stets im Zusammenhang mit innen- wie außenpolitischen Entwicklungen, aktuellen medienpolitischen Erfordernissen sowie wirtschaftlichen Interessen zu erklären sind.

Die deutlich knapper behandelte zeitliche Dimension (Kapitel IV) verweist auf die Wichtigkeit richtigen Timings gerade unter dem Aspekt der Systemkonkurrenz. Die Reaktion der SED-Führung auf äußere Einflüsse konnte nur dann erfolgreich sein, wenn sie selbst Herrin der (medialen) Lage. Im Spannungsfeld des Kalten Krieges spielte so das mediale Parieren westlicher Angriffe, Reaktionen und sofortige Gegenreaktionen sowie der Einfluss westlicher Medien auf die DDR-Bevölkerung eine konstitutive Rolle, was Medienlenkung und eigene Berichterstattung maßgeblich umrahmte und bestimmte. Mit der sozialen Dimension oder dem sachlichen Differenzierungsmanagement (Kapitel V) bezieht sich Fiedler auf die zielgruppenorientierte Kommunikation. Diese war, so die Autorin, entscheidend, um politische Öffentlichkeitsarbeit „erfolgreich“ gestalten zu können, was sie exemplarisch anhand der *Jungen Welt* und Besonderheiten der LDPD- sowie der Bezirkspresse ausführt und damit gleichzeitig die häufig unterstellte inhaltliche Gleichförmigkeit zur Diskussion stellt.

Differenziert, mit einem innovativen Zugriff die bisherige Forschung herausfordernd und ohne dabei die verschiedenen Repressions- und Kontrollaspekte oder den nicht vorhandenen freien Journalismus ausblendend, schildert die Autorin insgesamt überzeugend und kenntnisreich den komplexen kommunikationshistorischen Kontext, der stets – in Wellenbewegungen und in unterschiedlicher Intensität – geprägt war von unrealistischer Berichterstattung, eng umrissenen journalistischen Spielräumen und fehlender Autonomie, vor allem aber der erheblichen Kluft zwischen Fakt und Fiktion. Auch wenn diese Diskrepanz mit der Anerkennung der DDR zumindest intern zunehmend kleiner wurde, erfuhren

die Leser und Zuschauer auch weiterhin nichts über soziale Probleme – zumindest nicht aus eigenen Medien. Kleinere Tippfehler (S. 53 unten) und fast wortgenaue Wiederholungen (S. 34 und 426) stören zwar den Lesefluss, fallen aber kaum ins Gewicht. Anke Fiedler hat ein wichtiges, ein überfälliges Buch vorgelegt. Unwidersprochen wird sie damit wohl kaum bleiben.

Christoph Lorke, Münster

HOLZER ANTON: *Rasende Reporter. Eine Kulturgeschichte des Fotojournalismus*. Wien: Primus Verlag 2015, 496 Seiten.

Anton Holzer legt mit seiner fast 500 Seiten umfassenden multiperspektivischen Kulturgeschichte des österreichischen Fotojournalismus von den 1890er Jahren bis zum zweiten Weltkrieg ein opus magnum vor. Zwar wird im Buchtitel die nationale Einschränkung des Untersuchungsgegenstandes unterschlagen, was insofern verzeihlich ist, als diese vorbildliche Studie durchaus als pars pro toto einer allgemeinen Kulturgeschichte des Fotojournalismus zu verstehen ist und hoffentlich im Hinblick auf Methodenvielfalt und untersuchten Bildkorpus wissenschaftliche Nachahmer findet. Explizit wendet sich der Autor gegen die kunsthistorische Praxis des aktuellen Kunstbetriebes, der die Fotografen in Monografien und Ausstellungskatalogen zu journalistischen Heroen, zu herausragenden Einzelkämpfern des Fotojournalismus hochstilisiert. Demgegenüber ist es das Anliegen dieser Publikation, die Wechselwirkungen zwischen Medien, Politik und Gesellschaft anhand der publizierten Fotografien in der illustrierten Presse zu beschreiben. Dabei zeigt sich, dass die Fotoreporter lange Zeit anonyme Bildlieferanten für einen komplexen Medienbetrieb waren.

Führt man sich den Untersuchungszeitraum von 50 Jahren und den Boom der Illustrierten in den 1920er Jahren vor Augen, so wird klar, dass der Autor einen enormen Bildkorpus zu bewältigen hatte: allein für das *Interessante Blatt* galt es 130.000 Zeitungsseiten durchzublätern, weiters wurden Magazine und Revuen (u.a. *Moderne Welt*, *Bühne*, *Wiener Magazin*), politische Illustrierte (u.a. der *Kuckuck*), frivole Revuen (u.a. *Mocca*, *Jedermann*), Radiorevuen, die illustrierte Regierungspresse nach 1934 (u.a. *Profil*, *Bunte*

Woche, *die Pause*) und Publikationen der NS-Ära (u.a. *Ostmarkwoche*, *Kunst dem Volk*) untersucht. Zwar liegt das Schwergewicht der Studie auf veröffentlichter Fotografie, ergänzend dazu wurden aber Kontextrecherchen in Presse- und Fotoarchiven (u.a. Österreichische Nationalbibliothek, Ullstein Archiv, Fotomuseum in Kecskemét, Nationalbibliothek in Prag) durchgeführt.

Methodisch fragwürdig bleibt in diesem Zusammenhang lediglich das Fehlen jeglicher quantitativer Erhebung bzw. Auswertung des durchgesehenen Bildmaterials. Aus diesem Grund bleiben Aussagen zur Häufigkeit von beispielsweise Trude Fleischmanns publizierten Fotos in der illustrierten Presse zwangsläufig etwas vage und nicht verifizierbar. Zwar ist die Erfassung aller Bilddaten aus den Illustrierten in einer Datenbank zwecks Vergleichbarkeit und statistischer Auswertung für einen Forscher alleine schlichtweg nicht leistbar, der komplette Verzicht auf einen empirischen Teil aber öffnet genau der vom Autor abgelehnten kunsthistorischen Attitüde eine Hintertür: die LeserIn muss sich gänzlich den kennerschaftlichen Urteilen Holzers und dessen Bildauswahl anvertrauen.

Was Anton Holzer aber aus dem von ihm recherchierten Bildmaterial herausliest und wie er die unterschiedlichen Untersuchungsperspektiven zu einer komplexen Medien- und Kulturgeschichte des österreichischen Fotojournalismus zusammenfügt, ist spannend und überzeugend. Die 31 Kapitel des Buches sind in chronologischer Reihenfolge mit jeweils unterschiedlichen, aber wiederkehrenden Fragestellungen angeordnet, sodass sich klare Entwicklungslinien herauskristallisieren. So wird beispielsweise die Entwicklung des politischen Bildes in mehreren Kapiteln angefangen bei der Propaganda im 1. Weltkrieg über die Arbeitserfotografie, politische Zeitschriften, Heimatfotografie bis zur Gleichschaltung der Bilder nach dem „Anschluss“ und der NS-Medienpolitik nachgezeichnet. Besonders gelungen und vor allem im Bereich der historischen Pressefotografieforschung bisher total unterbelichtet sind Holzers wirtschaftshistorische Ausführungen. Er beschreibt die finanziellen Verflechtungen der Verlagshäuser, die wirtschaftlichen Hintergründe der Redaktionen und den in dieser Ära rapide anwachsenden Handel mit Bildern von Seiten sich neu etablierender kleiner und großer Fotoagenturen.

Hier finden sich erstmals gebündelt Informationen zu den drei führenden Wiener Fotoagenturen

der Zwischenkriegszeit: Austrophot-Willinger, Wiener-Photo-Kurier-Schostal und Polyphot. Zudem ermöglicht die Einbeziehung wirtschaftlicher Aspekte die Korrektur fotohistorischer Annahmen, beispielsweise die in der Fachliteratur weit verbreitete Überzeugung von der Erfindung der modernen Fotoreportage in den 1920er Jahren. Holzer hingegen zeigt auf, dass sich die moderne Fotoreportage trotz technischer Machbarkeit nicht vor dem 1. Weltkrieg durchsetzte, weil erst später, in den 1920er Jahren, der wirtschaftliche Konkurrenzdruck stark genug war, um von Seiten der Verlage und Druckereien in Innovationen zu investieren. Das Auftreten der modernen Fotoreportage in den 1920er Jahren, das oft als Zäsur gedeutet wird, ist laut Holzer in Wirklichkeit das Ereignis einer nachholenden Modernisierung. Darin besteht eine wesentliche Stärke dieser Publikation: immer wieder wird deutlich, wie eng in der Pressefotografiegeschichte wirtschaftliche, medienhistorische und ästhetische Entwicklungen ineinandergreifen. Dementsprechend berücksichtigt Holzer auch bei seinen formalen und medienspezifischen Untersuchungen, etwa wenn es um den Medienumbruch von Zeichnung zur Fotografie auf der Zeitungsseite geht oder bei der Analyse von Layout und narrativen Strukturen der Fotoreportage stets interdisziplinäre Fragestellungen.

Punktuell sind zwischen die inhaltlich und chronologisch zusammenhängenden Teile Kapitel mit thematischen Schwerpunkten (z.B. die ersten Wiener Flugschauen, der Kaiser im Blick der Fotografen) oder mit dem Fokus auf ein bestimmtes fotografisches Genre (z.B. Sportfotografie, Modelfotografie, Tanzstudien) platziert. Auch die künstlerischen Aufbrüche um 1930 kommen zur Sprache. Der Autor unterscheidet zwischen ausgesprochenen Vertretern des Neuen Sehens und solchen einer gemäßigten Moderne. Als neues Forschungsergebnis weist er auf die engen Wechselwirkungen zwischen der österreichischen Heimatfotografie der 1930er Jahre und der vergleichbaren Richtung des „Magyarós Stílus“ (ungarischer Stil) im Nachbarland hin. Auch genderspezifische Fragestellungen klingen an, etwa im Kapitel zum Bild der Neuen Frau oder bei den Ausführungen zum Wandel des Berufsbildes seit dem 1. Weltkrieg, als zunehmend Frauen, viele davon jüdisch, als (Presse)Fotografinnen arbeiteten. Insgesamt ist im Buch von mehr als 350 FotografInnen die Rede, ihre Biografien werden in unterschiedlichen Kapiteln teils ausführlich teils nur am Rande behandelt und ihre Arbeiten

werden in unterschiedlichen Kontexten verortet. Keinem der Fotografen ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Der prominenteste Platz wird dem Sportfotografen Lothar Rübelt eingeräumt, tatsächlich ein Star der Zwischen- und Nachkriegszeit, und auch, wie schon lange bekannt, ein Parteigänger und eifriger Dienstnehmer der Nationalsozialisten. Man hätte sich ein eigenes Kapitel gewünscht, in dem eine Art Kollektivbiografie einer FotografInnengeneration und der Wandel des Berufsbildes des österreichischen Pressefotografen/in gebündelt und konzise herausgearbeitet wird. So bleiben die Hinweise auf die Verfolgung jüdischer FotografInnen, auf Exil, auf Arbeitsverbot oder Mitläufertum relativ disparat. Auch die spannende Geschichte personeller Kontinuitäten und Brüche innerhalb dieser politisch durch starke Umbrüche gekennzeichneten Ära wird eher exemplarisch (beispielsweise der Fall Siegfried Weyr, der als Herausgeber des kämpferisch sozialistischen Kuckuck im Jahre 1934 bruchlos zur regierungstreuen *Bunten Woche* des Ständestaates wechselte) als systematisch abgehandelt.

Abschließend bleibt noch anzumerken, dass Holzers Studie nicht nur wissenschaftlich überzeugt, sie ist zudem richtig gut geschrieben und kann neben dem Fachpublikum auch einem breiteren Leserkreis empfohlen werden. Der Autor versteht es, seine Kapitel so zu bauen, dass er von einem sprechenden Detail oder einem denkwürdigen Ereignis ausgehend auf das Gesamtbild schließt. So wählt er einmal eine Mordgeschichte in der Senstationspresse um 1900 als Ausgangspunkt, um auf die Bedeutung der Schulerstraße, der damaligen Wiener Zeitungsstraße, einzugehen. Besonders gut gelungen ist der Einstieg in das Kapitel „Hitler in Österreich 1938“, bei dem er den Werbeslogan einer Odol-Reklame mit den politischen Konsequenzen des „Anschlusses“ an das deutsche Reich kontrastiert. Es bietet sich an, das Buch als Anthologie zu nutzen und darin immer wieder zu unterschiedlichen Themen der wechselhaften Geschichte der österreichischen Pressefotografie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachzuschlagen. Dazu leistet das ausführliche Register am Ende der Publikation eine unverzichtbare Hilfestellung. Nicht zuletzt laden auch die 400 schwarzweiß und Farabbildungen in exzellenter Druckqualität zum Durchblättern und zu genauem Betrachten ein.

Margarethe Szeless, Wien

MONIKA ROTH: *Compliance – der Rohstoff von Corporate Social Responsibility*. Mit einem Vorwort von Kaspar Müller. Zürich/St. Gallen: Dike Verlag 2014, 146 Seiten.

Corporate Social Responsibility (CSR) ist in den letzten Jahren zu einem Schlagwort der Wirtschafts- und Unternehmenswelt mutiert: Wer etwas auf sich hält, müsse verschiedene Projekte im Bereich CSR starten und um damit im *Club der Guten* mitzuspielen. Gleichzeitig regt sich jedoch auch zusehends Kritik. Wenn Unternehmen etwa parallel zu ihrem regulären (nicht-nachhaltigen) Angebot nun auch nachhaltige Produkte ins Sortiment aufnehmen oder aber soziale Projekte im globalen Kontext unterstützen ohne gleichzeitig die Arbeitsbedingungen in ihren Fabriken zu verbessern. Dann wird CSR zu einer Möglichkeit des Green- bzw. Bluewashing. CSR Initiativen die keine umfassenden Veränderungen der Unternehmenskultur mit sich bringen, sind in diesem Sinne nicht mehr als eine weitere Marketingstrategie: Damit ist nun auch möglich jenen Menschen Produkte zu verkaufen, denen Nachhaltigkeit im weitesten Sinne ein Anliegen ist.

Monika Roth liefert bereits seit mehreren Jahren Beiträge die sich intensiv mit der Bedeutung von Compliance (zu Deutsch etwa Ordnungsmäßigkeit) für die Unternehmenswelt und damit in weiterer Folge auch für die Gesellschaft insgesamt beschäftigen. Ihr neuestes Buch „Compliance – der Rohstoff von Corporate Social Responsibility“ betont dabei einmal mehr die Unerlässlichkeit von rechtlichen Rahmenbedingungen auf der einen, und selbstregulierende Maßnahmen auf der anderen Seite. Ohne ein Zusammenwirken beider Bereiche wäre eine nachhaltige Entwicklung kaum zu erreichen, denn solange es erfolgsversprechender ist, gegen moralische oder ethische Werte zu verstoßen, kann nachhaltige Entwicklung nicht funktionieren.

Bereits im Vorwort von Kasper Müller wird die Kernaussage des Buches deutlich: CSR und Compliance laufen ohne eine entsprechende Kontextualisierung Gefahr zu reinen Marketing Schlagwörtern zu werden. Monika Roth versucht daran anknüpfend in insgesamt drei Teilen die Bedeutung von Compliance als elementaren Bestandteil von CSR sowie die Relevanz von fremd- und selbstregulierenden Prozessen zu verdeutlichen. Im ersten Teil des Buches „Gegen Double Stan-

dards – also wider die Doppelmoral“, liefert Roth einen ersten Einblick in die Thematik von CSR und Compliance, um anschließend aufzuzeigen, dass „ohne Compliance [...] CSR zu einem Reputationsmanagement ohne tieferen Sinn“ (S. 27) verkommt. Dabei sei es notwendig rechtliche Rahmenbedingungen durchzusetzen, um nicht auf den Good-Will von Unternehmen hoffen zu müssen. Roth liefert von Beginn an immer wieder aufschlussreiche Beispiele aus den letzten Jahren, die das Versagen bisheriger Verhaltensweisen konstatieren, so etwa der Einsturz einer Textilfabrik in Bangladesh im Jahre 2014 der gerne als Tragödie dargestellt wird, weit richtiger jedoch als Verbrechen der beteiligten Unternehmen beschrieben werden müsste.

Solange jedoch die Gesetze lediglich einen Mindeststandard im Bereich Verantwortung und Nachhaltigkeit voraussetzen, zeigen sich viele CSR Initiativen als eine bequeme Möglichkeit des Green- bzw. Bluewashing von Unternehmen. Dabei, so stellt Roth fest, läge es auf der Hand, dass auch Unternehmen, wollen sie langfristig bestehen, eine gewisse Weitsicht entwickeln müssten. Die Orientierung an unmittelbaren Gewinnchancen zerstört in vielen Fällen eine langfristige Realisierung derselben. Das zeige sich sowohl an den begrenzten natürlichen Ressourcen (die heute ungebremst verbraucht werden, ein Umstand der gleichzeitig zu ihrer baldigen Ausschöpfung führen wird) als auch an der Einhaltung moralischer Standards und Werte, die zur Reputation eines Unternehmens beitragen.

Im zweiten Abschnitt „Compliance – die ungeteilte Verantwortung“ taucht Roth weiter in die Bedeutung von Compliance ein und macht deutlich, dass es nicht nur ein umfassendes Verständnis derselben braucht um verantwortungsbewusstes Wirtschaften zu ermöglichen, sondern auch, dass CSR und Compliance jeweils Grundbedingung füreinander sind.

Aufbauend auf der Frage, welche Ereignisse zu einer Bedrohung des wirtschaftlichen Handelns führen können, führt uns Roth zu den Risiken, die sich durch Non-Compliance ergeben können. Anhand des Rohstoffhandels und den darin verwobenen schweizerischen Banken zeigt Roth auf, welche Schwachstellen das aktuelle (Rechts-)System aufweist. Daran anschließend macht sie deutlich, dass es NGOs sind die einen erheblichen Teil dazu beitragen, dass sich die Bedingungen

wirtschaftlichen Handelns ändern (müssen). Damit wird jedoch auch deutlich, dass eben entsprechende rechtliche Rahmenbedingungen fehlen und es zivilgesellschaftliche Organisationen braucht die an deren Stelle treten.

Im dritten Teil „CSR und Verantwortung“ greift Roth den Begriff der externen Effekte auf, also jener Effekte die sich aus dem Handeln ergeben, für die jedoch keine Verantwortung übernommen wird. In seltenen Fällen kann auch von positiven externen Effekten gesprochen werden (immer dann wenn das Handeln zu nicht intendierten positiven Folgen für andere führt). Bei Roth, wie auch in den meisten Fällen wirtschaftlichen Handelns, dreht es sich jedoch um die negativen externen Effekte. Das Grundproblem steckt dabei im Begriff „extern“, denn alles was nicht internalisiert und damit Teil der Kostenrechnung ist, liegt nicht im (gesetzlichen) Verantwortungsbereich eines Unternehmens. Wenn also durch einen Produktionsstandort die Umwelt nachhaltig verschmutzt wird, dann gibt es dafür keinen „Preis“ den Unternehmen zahlen müssten. Überhaupt stellt Roth die Frage, ob Umweltschäden durch zusätzliche Zahlungen ausgeglichen werden können, denn wie schon unsere Sticker im Kinderzimmer verlauten ließen: „Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann“.

Den Abschluss stellt eine Ausführung über den „Code of Conduct“ und seine Bedeutung für eine nachhaltige Unternehmens- bzw. Organisationskultur dar. Beleuchtet wird die Frage welche moralischen und ethischen Werte während des gesamten Produktionsprozesses Beachtung finden und damit um Themen wie Arbeitsbedingungen, Umweltschutz und Verantwortung. All diese Überlegungen finden sich in einem Code of Conduct wieder, dieser ist, so Roth, der „Charakter des Unternehmens“ (S. 86). Im umfassenden Sinne handelt es sich damit auch um einen Code of Compliance, der von allen Mitgliedern einer Organisation erfüllt wird, im besten Fall auch von anderen Beteiligten, die in die Supply-Chain eingebunden sind. Denn wenn eine Firma die etwa Einzelteile zuliefert weiterhin an dieses Unternehmen verkaufen will, so muss sie sich ebenso an die festgelegten Werte und Normen halten, wie das Unternehmen selbst. Der Wunsch oder die Notwendigkeit Gewinne zu realisieren wirkt als Motor.

Über alle drei Abschnitte ihres Buches hinweg macht Roth ihre zentralen Thesen deutlich: Es braucht Compliance um überhaupt erst von tatsächlichen CSR Initiativen sprechen zu können. Um diese Compliance zu erreichen ist mehr nötig als der gute Wille der Unternehmen. Und dabei braucht es verbindliche und umfassendere gesetzliche Vorgaben auf internationaler bzw. globaler Ebene.

Nach der Lektüre des Buches bleibt insgesamt ein wechselhafter Eindruck zurück. Roth schafft es die Bedeutung von Compliance für Initiativen im Bereich CSR klar aufzuzeigen und auch die Relevanz von rechtlichen Rahmenbedingungen wird deutlich. Erfolgreiche Strategien für ein „gutes“ Wirtschaften dürfen eben nicht reines Green- oder Bluewashing von Unternehmen bedeuten. Gleichzeitig bleiben entscheidende Fragen offen im Raum stehen: Wie können Gesetze gestaltet sein, die Unternehmen zu einer Verhaltensänderung zwingen? Wer ist dafür zur Verantwortung zu ziehen? Wer muss also dieses Buch lesen und entsprechende Veränderungen in Gang bringen? Eine alleinige Analyse bei einem Thema wie CSR ist zwar ein wichtiger Beitrag, könnte jedoch, so ist zu befürchten, verhallen, wenn die entsprechenden AkteurInnen nicht adressiert werden können.

Leichter lässt sich die Frage nach der Selbstregulierung beantworten. Hier wird deutlich, dass es die Unternehmen selbst sind, die dafür Sorge zu tragen haben, dass sie sich einen entsprechenden Code of Conduct bzw. Compliance auferlegen. Dieser regelt im besten Fall nicht nur das Verhalten der Unternehmensmitglieder selbst (durch alle Hierarchieebenen hindurch) sondern auch jenes der Unternehmen, die etwa im Bereich Zulieferung in den Produktionsprozess involviert sind. Aber, so hält auch Roth an mehreren Stellen des Buches fest, kann man nicht davon ausgehen, dass alle Unternehmen ohne Druck (durch Gesetze) dazu bereit sind, ihre Unternehmenskultur entsprechend zu verändern. Denn, und auch das wird mehrfach deutlich, solange es erfolgsversprechender ist gegen Menschenrechte zu verstoßen als diese einzuhalten, wird die kurzfristige Gewinnorientierung stets auch Leitsatz unternehmerischen Handelns sein.

Roths Buch liefert einen spannenden Einblick in die Bedeutung von Compliance für die Entwicklung hin zu einer nachhaltigeren Wirtschaft und

ist aufgrund der vielen Beispiele sowohl für EinsteigerInnen als auch bereits mit dem Thema Vertraute eine interessante Lektüre. Besonders jenen die sich für die, teilweise komplexen Zusammenhänge, von Gesetzgebung, unternehmerischen Handeln und Verantwortung interessieren sowie all denjenigen die selbst für Veränderung in ihrem unternehmerischen oder politischen Umfeld sorgen können, sei dieses Werk empfohlen.

Anna Palienko-Friesinger, Wien

THOMAS A. BAUER: *Kommunikation wissenschaftlich denken. Perspektiven einer kontextuellen Theorie gesellschaftlicher Verständigung.* Wien Köln Weimar: Böhlau Verlag 2014, 375 Seiten.

„[...] darlegen, ‚wie der Bauer denkt‘“ (S. 18) lautete die Einladung des Verlages an Thomas A. Bauer zum Schreiben des vorliegenden Buches. In dieser Weise ist das nun vorliegende Werk auch zu verstehen: als ein Textbuch, und nicht als ein Lehrbuch, wie der Autor einleitend anmerkt (ebd.) – vielleicht, so könnte man hinzufügen, auch als eine Art geschriebene Vorlesungen, als ein gedankliches „Work in Progress“ – und dabei konsequent „der dialektischen Dramaturgie des Denkens gewidmet.“ (S. 19)

Doch das Buch ist mehr als nur die Darlegung einer persönlichen Denkweise. Es kann und will Anstöße geben zum Weiterdenken, zur Entwicklung der Kommunikationswissenschaft, letztlich zur Weiterentwicklung der Gesellschaft. Die gewählte abstrakte und theoretische Herangehensweise soll dabei ganz bewusst „von der Alltagspraxis des Denkens“ abstrahieren, um sich damit, so der Autor, von „in alltäglichen Routinen der sozialen Praxis verfestigten Selbstverständlichkeiten (Macht, Einfluss, Wirkung, Durchsetzung) freizuspüren.“ (S. 18)

In diesem Sinn handelt es sich um kein Buch, das sich von A bis Z zum einfachen Durchlesen und Interpretieren eignet, sondern vielmehr um eine – sich eher mitunter in „Schleifen“ (S. 19) vortastende - Textsammlung zum Meditieren verschiedener Gedankengänge.

Roter Faden ist dabei wohl das „Plädoyer für eine konsequent hermeneutische Wissenschaft von

Kommunikation als Verstehensprogramm von Kultur“ (ebd.), und damit, wie es an anderer Stelle heißt, für eine „kulturlogische Konzeption von Kommunikation“ (S. 53). Einige, diesen roten Faden bildende Gedankengänge, sollen daher – freilich ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – im Folgenden nachgezeichnet werden.

Die Gliederung von „Kommunikation wissenschaftlich denken“ besteht – nach einer einführenden Darlegung des Schlüsselbegriffes Medienkultur – aus drei großen Teilen: Der erste Abschnitt *Kommunikation wissen. Ein theoretisches Szenario zur Konzeption von Kommunikationswissen*, beschäftigt sich mit den Grundlagen einer Kommunikationswissenschaft. Der zweite Teil ist ebenso selbsterklärend überschrieben mit *Verstehen und Verständigung in der Mediengesellschaft – ein theoretisches Programm von und für Medienbildung*. Der dritte und letzte Teil ist die Weiterentwicklung eines bereits andernorts publizierten Buchbeitrages (S. 258) und beschäftigt sich mit sozialem Wandel: *Die Wirklichkeit der Beobachtung und die Beobachtung von Wirklichkeit. Anmerkungen zur Kommunikationslogik des sozialen Wandels*.

Wie ist Kommunikation wissenschaftlich zu denken? Kommunikationswissenschaft solle, so das zentrale Credo, – „in den Kontext von Kultur- und Sozialtheorie gestellt“ und nicht als „die Wissenschaft eines Gegenstandes“ gedacht werden (S. 54).

„Sie arbeitet nicht wie die Objektwissenschaften, die ihre Gegenstände aus der Praxis zu kennen meinen, die sie definieren, systematisieren, analysieren und in Hinblick auf die Praxis problematisieren. [...] Sie problematisiert Kommunikation [...] als alltagstheoretisches Konzept zur Beschreibung von gesellschaftlichen Deutungszusammenhängen. Sie ist jene Instanz der kreativ-bewussten Unterbrechung der Routinen des Alltagswissens, die die Alltags – und Medienspiegelungen der Konstruktion von Wirklichkeit dreht, wendet und noch einmal überdenkt und über diesen Modus kritisch gemeinte Kommunikationsbilder vergegenständlicht, in denen sich die Gesellschaft vor die Szenarien ihrer eigenen Praxis gestellt sieht und sich so der Wert ihres Wandels erinnert“
(S. 54).

Kommunikationswissenschaft könne daher nicht „die Kommunikation“ als Gegenstand betrachten, sondern

„Sinn- und Erfahrungswissen, das unter dem Begriff von Kommunikation subsumiert wird“. Sie sei „der ordnende Eingriff und der Versuch der Interpretation [...] dazu, wie die Gesellschaft (der Mensch) denkt, welche kulturellen Muster sie bemüht und was sie dabei ein- und ausschließt, wenn sie sich im Spiegel ihrer Kommunikation betrachtet, interpretiert und kontrolliert.“
(S. 60)

Kommunikationswissenschaft könne so verstehen ihr Problemlösungspotenzial

„viel bewusster als ein Suchsystem [...] für die zukünftigen Wege der Gesellschaft und für potenzielle gesellschaftlicher Auseinandersetzung einbringen.“
(S. 84)

Aufbauend auf diesen Überlegungen kommt der zweite Teil des Buches der Medienbildung zu. Als Schwäche der bisherigen bzw. bestehenden Medienpädagogik sieht Bauer – neben der Überfrachtung des Begriffes mit so unterschiedlichen Konzepten wie Medienerziehung, Medienkunde, Mediendidaktik und Unterrichtstechnologien (S. 104) „die Zentrierung auf das Medium oder die Medien als Schlüssel zur Kompetenz“ (S. 119). Denn erst „der Gebrauch“ sei das Geschehen, welches „das Medium“ zu einem Medium macht.“ (S. 103)

Der kulturelle Habitus, und nicht der Fokus auf „gut eingeübte Medienmechanismen“ sei zentral für die Verwirklichung gesellschaftlicher Werte wie „Autonomie, Identität, Solidarität, Kohäsion, Emanzipation, Diversity, Demokratie, Sozialorganisation, Zivilkultur.“ (S. 119)

Medienbildung müsse sich daher anders verstehen als Medienpädagogik. Thomas Bauer fordert dazu einen „Sollbruch“, nämlich u.a. die

„[...] Aufgabe der Ausrichtung der theoretischen wie praktischen Pädagogikkonzepte auf den individuellen Lernprozess („kritischer Medienkonsum“) zugunsten der Aufnahme eines Programms des gesellschaftlichen Lernprozesses, der das energetische und dynamische Moment des sozialen Wandels als Konzept nützt, um damit von vornherein ein emanzipatorisches Verständnis von Lernen und Bildung zu begründen. [...] Die Frage ist nicht, ob die Medien strukturell und moralisch in der Lage sind die

Welt richtig, wirklich und wahr abzubilden, sondern ob die Menschen die im Kontext ihrer sozialen Praxis etablierten medialen Signaturen des Realen als Repräsentation ihrer Welt kognitiv, kulturell und moralisch wahrhaben möchten.“
(S. 182)

Spätestens an dieser Stelle drängt sich die Frage auf, warum denn eigentlich das eine (die Kritik der Rolle und Struktur der Medien) zugunsten des anderen (der Reflexion des Habitus ihrer Decodierung) aufgegeben werden soll. Das gleiche gilt für die Gegensatzpaare „individueller Lernprozess“ versus „gesellschaftlicher Lernprozess“, des weiteren „Medienmechanismus“ versus „kultureller Habitus“ oder – weiter oben und ganz grundlegend – „analytische Objektwissenschaft“ versus „hermeneutisch orientierte Kommunikationswissenschaft“: ließe sich das „gegen“ nicht jeweils auch durch ein „und“ ersetzen und damit die Gegensätze produktiv in Beziehung bringen? Eine solche Dialektik könnte sich sogar aus dem Text des Autors selbst begründen, nämlich mit dem an anderer Stelle so wunderbar beschriebenen und wohl auch dringend notwendigen Credo einer „Positivdifferenz“ in der Kommunikation:

„Kommunikation bewusst in Wissen zu fassen, ist eine intellektuelle Anstrengung in eine andere, nämlich dialektisch aufgeladene Richtung. Wenn schon Erfolg ein Kriterium ist, dann ist kommunikativer Erfolg nie der des einen gegen einen anderen oder gegen ein anderes, sondern der des Gewinns eines dritten Moments aus der Positivdifferenz (in bewusstem Unterschied zur Minusdifferenz) des einen zum anderen.“
(S. 70)

Im dritten Teil wird schließlich die „Kommunikationslogik des sozialen Wandels“ angesprochen, wobei auch hier das Bildungsthema letztlich die entscheidende Antwort liefert: Ein großer Mangel dabei seien vor allem

„die Rückfälle des Bildungsmanagements in auf Kumulation (statt auf soziale Suchmodelle) aufgebauten Wissensarchitekturen, verbunden mit der, weil medientechnologisch nahegelegt, Organisation von individualisierten Lernumgebungen.“
(S. 288)

Auch hier ließe sich freilich im obigen Sinne wie-

der die Frage stellen: warum nicht „individualisierte Lernumgebungen“ *und* die sicher so notwendigen „sozialen Suchmodelle“?

Freilich müssen angesichts der hier notwendigen Verkürzung viele Aspekte und Inhalte dieses vielseitigen, anregenden und herausfordernden Werkes offen bleiben und werden wohl erst in weiterer Zukunft ihr Potenzial entfalten können.

Zum Abschluss sei noch das ausführliche und umfassende, 53-seitiges Glossar im Anhang des Buches hervorgehoben, das grundlegende Begriffe – von Alltag, Beobachtung und Bildung bis Wahrheit, Wirklichkeit, und Wissenschaft – noch einmal ausführlichen Reflexionen unterzieht.

Erik Bauer, Wien

Call for Papers

Fachtagung junger Medien- und Kommunikationswissenschaft

Partizipation in Geschichte & Gegenwart

Deadline: 15. Juli 2015

Für JungwissenschaftlerInnen vor und auf prae doc-Niveau ist es aufgrund der prekären Förderungslage äußerst schwierig, in der scientific community Fuß zu fassen. Dem gilt es entgegenzuwirken. Daher veranstalten wir, **under.docs: Verein zur Förderung von NachwuchsforscherInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften**, die erste under.docs-Fachtagung vom **12. – 14. November 2015** in Wien. Die von Studierenden organisierte Fachtagung richtet sich an StudentInnen vor und auf Doktoratsniveau, die im Bereich Medienwissenschaft und/oder historische Kommunikationswissenschaft forschen.

Die Tagung hat zum Ziel, eine Plattform für junge Wissenschaft zu sein und sich in einem integrativen Umfeld mit Themen der Medienforschung und historischen Kommunikationswissenschaft auseinanderzusetzen. Wesentlich ist dabei der produktiv-wertschätzende und professionelle Austausch, der auch Möglichkeiten zur Vernetzung über die Veranstaltungstage hinaus bieten soll.

Themen und Inhalte

Für die zweitägige Vortrags- und Diskussionsreihe freuen wir uns auf Einreichungen, die unterschiedlichste Aspekte der Partizipation in historischer und gegenwartsbezogener Kommunikations- und Medienwissenschaft beleuchten, durchaus auch mit inter- und transdisziplinärem Fokus. Neben kritischen Arbeiten sind unkonventionelle Forschungsvorhaben gern gesehen.

Wir freuen uns bereits zu diesem Zeitpunkt erfolgreich ein Arrangement mit dem *Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung* vereinbart zu haben und dadurch eine Auswahl der präsentierten Arbeiten in deren Fachjournal *medien & zeit* publizieren zu können.

Einreichungen

Die Fachtagung bietet zwei unterschiedliche Plattformen zur Präsentation der eingereichten Arbeiten.

- 1. Vorträge** zu gegenwärtigen Medien- und Kommunikationsstrukturen sind ebenso erwünscht wie die Beleuchtung historischer Entwicklungen und (Dis-)Kontinuitäten. Dabei kann der Schwerpunkt Partizipation breit gefasst werden.
- 2. Workshops** richten sich an Personen, deren Forschungsarbeiten noch im Arbeitsprozess stehen und sich dem Tagungsschwerpunkt zuordnen lassen. Die Leitung der jeweiligen Workshops wird von Post-docs sowie ProfessorInnen aus dem Fach übernommen. Thematische Schwerpunkte sind (1) Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung, (2) Theorien der Sozialwissenschaften, (3) Historische Kommunikationsforschung sowie (4) Feministische Forschung.

Extended Abstracts können bis zur **Deadline am 15. Juli 2015** eingereicht werden. Genaue Angaben zur Fachtagung und Einreichung finden Sie unter: <http://underdocs.univie.ac.at>

Empfehlung

HW HERBERT VON HALEM VERLAG

VON DER
STERN-SCHNUPPE
ZUM FIX-STERN
Zwei deutsche Illustrierte
und ihre gemeinsame Geschichte
vor und nach 1945.
Tim Tolsdorf

TIM TOLSDORFF

**Von der Stern-Schnuppe zum Fix-Stern.
Zwei deutsche Illustrierte und ihre gemeinsame
Geschichte vor und nach 1945**

Öffentlichkeit und Geschichte, 7

2014, ca. 540 S., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

EUR(D) 34,00 / EUR(A) 34,80 / sFr. 56,70

ISBN 978-3-86962-097-8

Die Erfindung der Illustrierten *Stern* durch Henri Nannen im Sommer 1948 ist einer der bestimmenden Gründungsmythen in der bundesrepublikanischen Pressegeschichte. Der Medienhistoriker Tim Tolsdorf dekonstruiert diesen Mythos und legt offen, dass Nannen zu großen Teilen das Konzept einer Illustrierten übernahm, die bis Ende 1939 in Berlin als erfolgreiches Produkt der NS-Propaganda erschien. Der Autor recherchierte in zahlreichen Archiven, wertete Zeitschriften aus und erschloss bislang unbekannte Nachlässe. Auf dieser Grundlage beleuchtet er den Einfluss erfahrener NS-Propagandisten bei Nannens Blatt und weist nach, dass der Relaunch Ergebnis eines nach wirtschaftlichen, pressepolitischen und markenrechtlichen Kriterien gesteuerten Ausleseprozesses war.

Außerdem in der Reihe Öffentlichkeit und Geschichte erschienen:

GEDÄCHTNIS-
VERLUST?
Geschichtsvermittlung und
ästhetik in der Mediengesellschaft
Linda Erker / Klaus Kienberger
Ernst Kogel, Fritz Hausjell (Hrsg.)

L. ERKER / K. KIENESBERGER /
E. VOGL / F. HAUSJELL (Hrsg.)
Gedächtnis-Verlust?
Geschichtsvermittlung und -di-
daktik in der Mediengesellschaft
Öffentlichkeit und Geschichte, 6
2013, 260 S., 9 Abb.,
EUR(D) 28,50 / EUR(A) 29,20 /
sFr. 47,60
ISBN 978-3-86962-066-4

DAS
SELBSTGESPRÄCH
DER ZEIT
Die Geschichte des Journalismus
in Deutschland 1920-1914
Thomas Birkner

THOMAS BIRKNER
Das Selbstgespräch der Zeit.
Die Geschichte des
Journalismus in Deutschland
1605 - 1914
Öffentlichkeit und Geschichte, 4
2012, 430 S., 61 Abb., 5 Tab.,
EUR(D) 30,00 / EUR(A) 30,70 /
sFr. 50,40
ISBN 978-3-86962-045-9

JOURNALISTISCHE
PERSÖNLICHKEIT
Fall und Aufstieg eines
Phänomens
Wolfgang Duchkowitz
Fritz Hausjell, Hans Pötker,
Bernd Semrad (Hrsg.)

W. DUCHKOWITSCH / F. HAUSJELL /
H. PÖTKER / B. SEMRAD (HRSG.)
Journalistische Persönlichkeit.
Fall und Aufstieg eines
Phänomens
Öffentlichkeit und Geschichte, 3
2009, 488 S., 2 Tab.,
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /
sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-82-8

THEODOR FONTANE
ALS JOURNALIST
Selbstverständnis und Werk
Dorothee Krings

DOROTHEE KRINGS
Theodor Fontane als Journalist.
Selbstverständnis und Werk
Öffentlichkeit und Geschichte, 2
2008, 400 S.,
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /
sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-52-1

<http://www.halem-verlag.de>

info@halem-verlag.de

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

medien & zeit

Währinger Straße 29
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien